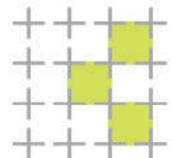


mächtig



PFARRBRIEF

St. Agnes _ St. Kunibert _ St. Ursula _ St. Gertrud



EDITORIAL

Es gibt Dinge, die hat meine Mutter mit ins Grab genommen. Zum Beispiel ihr Rezept für den Christstollen. Als sie ihre Hände noch gebrauchen und Kuchenteig kneten konnte, gehörte ein selbstgebackener Christstollen zum Fest wie Kirchgang, Baum und Krippe. Mit selbst hergestelltem Marzipan aus Rosenwasser, Nüssen und Mandeln. Mit viel guter Butter, Eiern von den eigenen Hühnern. Korinthen und Rosinen. Ein mächtiges Backwerk. Mehr dazu in diesem Pfarrbrief.



Wir Menschen sprechen ja oft von ‚mächtigem Essen‘. Damit meinen wir, dass das Essen sehr energiereich ist, viele Kohlenhydrate und Fette hat und deswegen schnell satt macht. Für unsere Vorfahren, die noch mit langen, dunklen und kalten Wintern zurechtkommen mussten, war Essen mit viel Energie mitunter überlebenswichtig. Heute ist unser Stadtmenschen-Empfinden anders. Wir sagen, dass mächtiges Essen schwer im Magen liegt. Unangenehme Sache. Macht müde und träge.

Aber nicht nur Essen kann mächtig sein. Manche Menschen sind es auch. Im Heft kommen einige davon vor. Die heilige Ursula und Kaiserin Agrippina zum Beispiel. Oder ein Türsteher. Aber ausgerechnet der sagt, dass er Macht ablehne, weil durch die Macht nichts Gutes komme. Außergewöhnlich für einen, der im Sicherheitsgewerbe arbeitet und jahrelang als Türsteher

im Karneval vor dem Lapidarium für Ordnung gesorgt hat. Im Dreierinterview haben wir den Chef des FC-Mitgliederrates Stefan Müller-Römer, die Kölner Opernintendantin Birgit Meyer und den Bezirksbürgermeister vom Bezirk Innenstadt, Andreas Hupke, an einen Tisch gesetzt. Hupke sorgt sich um das schlechte Ansehen der Politik. Frau Meyer schwärmt von der Macht der Musik. Und Müller-Römer erzählt, warum er Machtteilung sehr sinnvoll findet. Auch beim FC. Und die (Ohn)Macht von Frauen in der Kirche zeigen wir auf. Wir erinnern an die ersten Frauen, die in der Agneskirche gegen mächtigen Widerstand als Kommunionhelferinnen angefangen haben. Das ist gerade mal 30 Jahre her.

In der Kirche bestreiten Bischöfe ja meistens, dass sie mächtig sind. Sie verschleiern ihre Macht lieber und reden vom Dienen. Aber Macht ist praktisch in allen Formen des menschlichen Zusammenlebens beteiligt. Sie bedingt auf unterschiedliche Weise das Entstehen von Sozialstrukturen und ausdifferenzierten Positionen. Macht ist also eine Realität. Die Philosophin Hannah Arendt definiert Macht als Zusammenwirken von freien Menschen im politischen Raum zugunsten des Gemeinwesens. So gesehen ist jede Heilungsgeschichte Jesu eine mächtige Geschichte, eine Machtgeschichte. Jesus gebraucht seine Macht, damit das Heil für alle Raum gewinnt. Wäre eine so verstandene Macht nicht ein Segen für die Welt?

Eine anregende Lektüre wünscht
Ihr Peter Otten, Pastoralreferent

INHALT

2/2019 Titelthema // mächtig

// Titelthema

Dreiergespräch: »Macht ist fifty-fifty«	4
Porträt: Seelenschützer und Respektschelle	9
Hintergrund: Der Christstollen und die Zwölf	12
Hintergrund: Zweimal Kölner Frauenpower	14
Kommentar: Was Gleichberechtigung ist, bestimmt die Kirche	16
Chronik: Maria 2.0 St. Agnes Köln	19
Testimonial: Den Glauben geradlinig leben	20
Kirchengeschichte: Nikolaus Groß: Ein ungehorsamer Christ in einer gehorsamen Kirche	23
Gemeindengeschichte: Vielfalt am Altar	28
Interview: »Oft muss ich auch die Klappe halten«	31
Kirchengeschichte: Die Kirche muss ihre synodale Struktur stärken	35

// Weitere Themen

Köln-Mitte: Wie geht's weiter im Sendungsraum?	38
Eine Welt: 70 Meter Hoffnung	41
Veedelsgeschichte: »Wir setzten den Fuß in die Luft – und sie trug«	44

// Rubriken

Nachrichten	43
Getauft & Verstorben	46
Impressum	46
Fragebogen	47



» MACHT IST fifty-fifty «

Kölns Opernintendantin Dr. Birgit Meyer, Bezirksbürgermeister Andreas Hupke und der ehemalige FC-Interimsvorstand Stefan Müller-Römer sprechen über Macht.

Text: Peter Otten, Georg Thünemann, Judith Uebing

Fotos: Volker Adolf

Frau Meyer, welche Macht hat eigentlich die Musik?

Dr. Birgit Meyer: Die Musik hat Macht in dem Sinne, dass sie Emotionen auslöst. Emotionen bewegen Menschen, wenn man zum Beispiel an Propagandamusik denkt, wo Menschen über die Musik versammelt und eingeschworen werden auf bestimmte Inhalte. Umgekehrt weiß man, dass Musik schon Ungeborene erreicht und stimuliert. Musik erreicht auch zum Beispiel demenzkranke Menschen, die sich dadurch noch einmal an Lebensphasen und Ereignisse erinnern, die mit der gehörten Musik in Verbindung stehen. Musik verbindet Menschen. Musik ist etwas total Schönes! Insofern hat Musik ganz viel Macht, auf die vielfältigste Art.

Herr Hupke, es gibt Menschen, die werfen Politikern vor, Macht für egoistische Zwecke auszuüben. Wie gehen Sie damit um?

Andreas Hupke: Meine Macht als Bezirksbürgermeister ist beschränkt. Ich muss immer, wenn ich Macht ausüben will, Klinken putzen. Also entweder muss ich zur Presse gehen: Helft ihr mir oder uns? Oder ich muss Mehrheiten innerhalb der Stadtteilparlamente suchen, um einen Beschluss hinzubekommen, der auch etwas bewirkt. Was bei der Politik das Faszinierende ist und was die Leute anregt, sind die Parallelen zum Theater: Es wird ja ständig etwas auf der ‚Bühne‘ aufgeführt: die Ränkespiele am Hof, das Morden, das sich wieder vertragen. Macht und Gier und alles, was im Menschen drin ist, das trifft sich wieder.

Stefan Müller-Römer: Bei Macht wird häufig der Fehler gemacht zu glauben, wenn irgendjemand oben sitzt, dann hat der Macht. Die Macht ist erfreulicherweise in unserem Land sehr beschränkt. Der private Unternehmer hat relativ viel Macht, wenn ihm die Firma gehört. In öffentlichen Verwaltungen oder in Vereinen, wie bei meinem Verein, dem 1. FC Köln, ist Macht jedoch relativ beschränkt.

Frau Meyer, für jedes Spieljahr an der Oper wird festgelegt, welche Stücke gespielt werden. Pas-



„Bei der Politik faszinieren die Parallelen zum Theater.“

siert das demokratisch oder sind Sie diejenige, die es bestimmt?

Meyer: Rein theoretisch könnte ich alles machen, was ich will, und muss niemanden fragen. Machtverteilung gibt es am Theater nicht. Aber die ganze MeToo-Debatte hat ja auch damit zu tun, dass es in der Kultur und an den Theatern noch so uneingeschränkte Machthaber gibt. So möchte ich nicht arbeiten und beziehe viele Meinungen und Positionen in Entscheidungen ein, die wir in vielen Fällen auch im Team erarbeiten.

Herr Müller-Römer, als Vorsitzender des Mitgliederates beim 1. FC Köln stehen Sie samstags oft im Stadion. Ist das auch ein mächtiges Gefühl? Oder sind Sie dann nur einer von 50.000? Was ist für Sie Macht?

Müller-Römer: Macht wird meist so verstanden, dass man tun und lassen kann, was man will, und keinem gegenüber verantwortlich ist. Wenn das im kleinen Bereich ist, ist das okay, z.B. jeder bei sich zuhause. Im gesellschaftlichen, größeren Rahmen dagegen ist das unbeschränkte Ausüben von Macht ein Problem. Da muss Macht unbedingt kontrolliert und beschränkt werden. Da darf es eben nicht so sein, dass Entscheidungen nur im kleinen Kreis ohne Kontrolle getroffen werden. Das war in den letzten Jahrzehnten auch in unserem Verein das Problem. Wir stehen nicht ohne Grund da, wie wir jetzt sind. Wir hätten in den letzten 30 Jahren nicht so viele Fehler begangen, wenn die alten Vorstände nicht zu viel unbeschränkte Macht gehabt hätten.

Meyer: Ich habe jetzt eine Position, in der ich



v.l.n.r.: Stefan Müller-Römer,
Peter Otten, Birgit Meyer,
Andreas Hupke, Judith Uebing



paar Mitstreitern analysiert zu haben, dass es klare Gründe gab, warum es nicht so gut lief. Ich finde es immer gut, wenn Leute Einfluss ausüben wollen, solange sie dann auch wirklich Verantwortung übernehmen wollen. Denn beides gehört unbedingt zusammen.

Hupke: Macht wird immer nur negativ gesehen. Doch in Macht liegt genau so viel Böses wie Gutes, das ist fifty-fifty. Es kommt darauf an, wie mit dieser Machtfülle umgegangen wird. Denn wenn ich keine Macht habe in meinem kleinen ehrenamtlichen Beritt, dann kann ich nach Hause gehen. Man muss schon ein gewisses Maß an Gestaltungsmöglichkeit haben – und das hat man nur mit Macht.

Meyer: Es ist ein wesentlicher Punkt, Macht anzunehmen. Man hat die Gestaltungsmöglichkeit, das ist verlockend, man hat aber auch viel Arbeit. Es gibt ja auch die Diskussion, warum so wenige Frauen in Leitungspositionen und damit in Machtpositionen sind. Das hat meines Erachtens damit zu tun, dass viele Frauen, die inhaltlich und fachlich qualifiziert wären, den Schritt an die Spitze gar nicht gehen wollen. Es gab auch in meiner Laufbahn Punkte, wo ich dachte: Jetzt reicht es. Und dann dachte ich: Birgit, wenn du das jetzt hinschmeißt, dann kannst du nichts mehr gestalten. Dann sitzt du demnächst da und denkst: „Wenn ich jetzt die Möglichkeit hätte ...“

Macht habe. Das sehe ich durchaus positiv, da ich etwas gestalten kann, das freut mich. Gleichzeitig empfinde ich aber auch eine unglaublich große Verantwortung, dadurch, dass ich diese Macht habe. Ich habe die Vorstellung, dass alle zufrieden sind – das ist zwar eine Illusion, wie ich mittlerweile gelernt habe, aber es wäre mein Wunsch. Ich persönlich ziehe mehr daraus, dass die Sachen im Team funktionieren, als an der Freude an meiner Position.

Müller-Römer: Man müsste den Begriff Macht eher durch Einfluss austauschen. Es ist interessant, Einfluss auszuüben. Macht ist ein eher unscharfer Begriff. Einfluss ausüben und Verantwortung übernehmen ist etwas Positives; das finde ich gut. Ich mache es gerne, weil ich Freude am Gestalten und Entwickeln habe. Ich bin jemand, der gerne versucht, andere davon zu überzeugen, dass eine bestimmte Richtung vielleicht die bessere Richtung ist, in die man sich bewegen sollte, um Dinge voranzubringen. Das war auch von Anfang an meine Motivation beim FC. Ich glaubte, mit ein

Herr Müller Römer, das Gegenstück der Macht ist die Ohnmacht. Gibt es auch Ohnmacht in dem, was sie tun – und wie sieht das aus?

Müller-Römer: Ich bin nicht der Typ, der sich schnell ohnmächtig fühlt. Ich bin der Meinung, man sollte in den Bereichen, für die man sich interessiert, einfach mal versuchen, Dinge zu verändern. Deshalb beschäftige ich mich auch nicht so viel damit, was ich vielleicht alles nicht beeinflussen kann, sondern eher mit dem, was ich beeinflussen kann. Ich versuche, eine sehr positive Sicht darauf zu haben. In meiner kurzen Zeit als Präsident, in den sechs Monaten, war eher wenig zu gestalten, weil leider zu wenig Zeit war und weil die Personenkonstellation überhaupt nicht passte. Das wusste ich von vorneherein. Es ging es nur darum, die Zeit verantwortungsvoll und ordentlich abzuwickeln und die Mitgliederversammlung ordentlich vorzubereiten.

Meyer: Ohne Macht, sprich „ohnmächtig“, fühle ich mich immer mal wieder der Presse oder den Medien gegenüber. Wenn Sie die Zeitung aufschlagen und mit Sachen konfrontiert sind, von denen Sie denken: „Das kann gar nicht sein.“ Das ist es aber und es wird so in die Welt gesetzt – und das ist ja auch ein wenig ein Phänomen unserer Zeit. Das Thema „Fake News“ in Anführungszeichen: Eine Behauptung wird reingesetzt und ist im Umlauf, dann ist sie einfach da. Und wir sind damit beschäftigt, sie wegzuarbeiten. In diesen Situationen fühle ich mich wirklich ohnmächtig.

Herr Hupke, kommt bei ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit als Bezirksbürgermeister auch schon mal Ohnmacht auf?

Hupke: Ich fühle mich nicht ohnmächtig, etwa weil der Stadtrat oder der Landtag größere Zuständigkeiten haben. Wenn man mehr Macht

STEFAN MÜLLER-RÖMER
Medienanwalt und Vorsitzender
des Mitgliederrats des 1. FC Köln

Geboren und aufgewachsen in Köln, studierte er Jura an der Universität Köln und arbeitet als Fachanwalt für Urheber- und Medienrecht. Müller-Römer ist seit 2001 Mitglied des 1. FC Köln und wurde 2013 zum Vorsitzenden des Mitgliederrats gewählt. Im März 2019 entsandte der Mitgliederrat Müller-Römer als Nachfolger des zurückgetretenen FC-Präsidenten Werner Spinner ins Präsidium. Nach der Mitgliederversammlung im September 2019 und der Wahl eines neuen Vorstandes kehrte Müller-Römer in den Mitgliederrat zurück. Müller-Römer wohnt und arbeitet im Agnesviertel.

DR. BIRGIT MEYER
Intendantin Oper Köln

Geboren und aufgewachsen in Köln, studierte Birgit Meyer Medizin und arbeitete als Ärztin in München. Parallel zu ihrer medizinischen Tätigkeit begann sie ein Theaterwissenschaftsstudium. Dieses Studium setzte Meyer kontinuierlich fort, bis sie 1992 als Dramaturgin ans Tiroler Landestheater nach Innsbruck ging. 2009 zog es die promovierte Frauenärztin als Chefdramaturgin und Operndirektorin an die Oper Köln, seit Beginn der Spielzeit 2012/2013 leitet sie das Haus als Intendantin. Meyer hat zwei erwachsene Töchter und wohnt im Agnesviertel.



haben will, kann man dafür kämpfen. Was in meiner Funktion ein Ohnmachtsgefühl aufkommen lässt, ist Gleichgültigkeit. Gleichgültigkeit, finde ich, ist das Gefährlichste. Es ist viel gefährlicher, als wenn jemand mächtig ist. Aber Gleichgültigkeit, die ich manchmal auch in meiner Funktion erlebe, ist schon heftig. Um dagegen anzugehen braucht man viel Kraft.

In der katholischen Kirche wird derzeit über eine Neuverteilung der Macht und über die Frage der Geschlechtergerechtigkeit diskutiert. Haben Sie der Kirche hierzu etwas zu sagen?

Müller-Römer: Ich nehme die katholische Kirche schon als sehr einflussreiche Organisation wahr, in der leider sehr viel Machtmissbrauch vorgeherrscht hat in den letzten Jahrhunderten und leider bis heute stattfindet. Die Kirche müsste sich ganz dringend reformieren. Bei den Protestanten ist es nicht ganz so extrem, weil sie nicht so hierarchisch organisiert sind. Trotzdem sind Kirchen wichtige Organisationen, von denen ich

ANDREAS HUPKE

Bezirksbürgermeister des Stadtbezirks Köln-Innenstadt

Geboren und aufgewachsen in Monschau, zog Andreas Hupke 1973 nach Köln, um auf dem Köln-Kolleg sein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg zu machen. Er wurde schließlich Bühnenfacharbeiter bei den Bühnen der Stadt Köln. Bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 2015 vertrat Andreas Hupke als Personalratsvorsitzender das Dezernat Kunst und Kultur im Gesamtpersonalrat der Stadt Köln. Seit 2004 ist der Grünenpolitiker Bezirksbürgermeister des Stadtbezirks Köln-Innenstadt und vertritt damit die Interessen von rund 130.000 Kölnern.

mir wünschen würde, dass sie mehr auf Seiten der Schwachen stehen und da eindeutiger Position beziehen.

Meyer: Was in der katholischen Kirche zu überdenken ist, ist das Zölibat. Und es gibt überhaupt keinen Grund, warum nur Männer in der Lage sein sollten, in der Kirche Macht auszuüben.

Hupke: Die Religionen, die Kirchen, waren der Kitt der Gesellschaft. Das ist heute nicht mehr so. Darüber sollten sich die Kirchen bewusst sein und sich nicht so sehr mit sich selbst beschäftigen. Ganz, ganz wichtig als Rat, ich glaube, dass ist bei den Kirchen noch nicht so richtig angekommen: sie müssen sich für den Erhalt der Schöpfung einsetzen. Wenn nicht die christlichen Kirchen, wer sonst? Das steht in der Bibel, so habe ich es gelernt.

SEELENSCHÜTZER und Respektschelle

Sind Türsteher mächtige Leute?

Ivan Jurcevic, Ex-Türsteher vor dem Lapidarium, sagt: „Überhaupt nicht.“

Text & Fotos: Peter Otten

Wir treffen Ivan Jurcevic im Textilcafé. Das liegt schräg hinter dem Eigelsteintor. In Sichtweite das Lapidarium. Das ist seit vielen Monaten geschlossen. Hier wurde er bekannt. Zumindest denen, die dort Jahr für Jahr Karneval gefeiert haben. „Ernst war ‘ne Ernstitution“, wird Jurcevic später sagen und dabei lachen. Er meint Ernst Mörs, den legendären Wirt im legendären Lapidarium. Und der starke Ivan war eine Institution. Karneval hat er im Lapidarium „die Tür gemacht.“ Und der, der sechs Jahre lang entschieden hat, wer ins Lapi reindarf, der hat Ahnung von Macht. Oder?

Also raus mit der ersten Frage. Sie liegt auf der Hand. Bei einem Zweimeterkerl mit akkuratem Bürstenschnitt. Einem ehemaligen Kickboxweltmeister. Einem Türsteher.

Denken Sie, Sie sind ein mächtiger Mensch? „Ich finde, es ist wichtig, dass ich über mich selbst, mein Leben, Macht habe“, kontert Jurcevic. Ansonsten sei er ein absoluter Machtkonkurrenzgegner. „Denn Macht macht kaputt.“

Macht zerstört. Macht kann eigentlich nur falsch eingesetzt werden.“ Ganz oft wird es im Laufe des Gespräches aus ihm heraussprudeln, dass Macht etwas Schlechtes sei. An der Tür einer Kneipe für Ordnung zu sorgen, das habe hingegen nichts mit Macht zu tun. „Das ist eher Organisation, Kontrolle, Arbeit“, analysiert er. „Es geht darum, die Übersicht über eine Situation zu behalten, für die ein Auftraggeber mich beauftragt. Wenn was passiert, dass ich das erkenne, dass ich einen Störer oder Krakeeler rausziehen kann.“





Jurcevic ist ein halbes Jahr alt, als er 1971 mit seinen Eltern aus Kroatien nach Deutschland kommt. Sie lassen sich in Laufen in der Nähe von Heilbronn nieder. Der Vater, der Älteste, war losgeschickt worden, um Geld zu verdienen und damit auch seine Familie daheim zu unterstützen. Der kleine, schmächtige Ivan entdeckt, was es heißt, an den Rand gedrängt zu werden. „Die Kinder in der Schule haben mich immer Witschwitsch oder Witschwatsch genannt. Eigentlich schlimmes Mobbing. Ich hab aber gedacht, das gehört dazu.“ Die Erfahrung, ein Außenseiter zu sein, führte ihm zum Kampfsport. Mit neun beginnt er mit dem Ringen, danach kommt Karate und später Kickboxen. Anfangs geht er in die Kampfschule und schaut den Großen zu. „Die Kenntnisse des Sports haben mir Sicherheit gegeben.“ Und die Tore zur Welt geöffnet. Nach dem Abitur macht Jurcevic eine kaufmännische Lehre. Parallel verschiedene

Trainerausbildungen. Er arbeitet mit Kindern, Jugendlichen und Senioren. Er absolviert eine private Schauspielschule. Wettkämpfe im Kickboxen führen ihn schließlich in die ganze Welt.

Jurcevic erzählt von Dieter, dem evangelischen Pfarrer. Der hatte Parkinson. Jurcevic nimmt ihn unter seine Fittiche, trainiert mit ihm Tai-Chi. Beim Training ist das Zittern des Pfarrers weg. Ein schönes Gefühl, anderen Menschen etwas zurückzugeben, sinniert Jurcevic. Und dass ein Heilpraktiker ihm gesagt habe, seine kleine Seele brauche nun mal den starken Körper, der sie beschütze.

Vielleicht gilt das ja für die Seele jedes Menschen, sinniere ich.

Parallel zum Sicherheitsgewerbe arbeitet Jurcevic als Schauspieler. Er spielt in Serien mit: Tatort,

Soko, Verbotene Liebe. Und dann kommt er zum Karneval. Oder der Karneval zu ihm. Mit dem hat er nämlich eigentlich nichts zu tun. „Im Karneval kam immer nur das Lapidarium in Frage. Ich kannte die Leute, es war familiär. Sie kamen, um zu feiern, sonst nichts. Keine Grundrandale wie auf den Ringen oder so. Alles liebe Leute.“ Wenige Zwischenfälle habe es in sechs Jahren gegeben. „Hin und wieder musste ich einen rausziehen. Oder einem eine Respektschelle geben.“

Respektschelle. Schönes Wort, das gar nicht wehtut.

Doch wer in einem Umfeld arbeite, in dem es viel Gewalt gebe, müsse aufpassen, nicht abzustumpfen. „Irgendwann musst du dich fragen: Ist das das Leben, was mir guttut? Und meiner Partnerin? Ich hätte ein großer Bandenchef werden können“, erzählt Jurcevic. „Es gab viele Versuchungen. Das schnelle Geld verdienen – kein Problem: Hau dem auf die Mütze, dann kriegst du einen Haufen Geld. Das hat mich abgeschreckt. Solche Menschen und Gruppen habe ich immer gemieden. Ich bin immer unabhängig geblieben, habe mich nie vereinnahmen lassen. Dadurch habe ich aber auch viel Respekt bekommen.“

Welcher Mensch ist denn nun mächtig, Herr Jurcevic, wenn es der Türsteher nicht ist? „Ich finde, der, der zwei Dinge in sich spürt: Zum einen die Liebe, also, dass er sich selbst lieben kann, aber auch andere Menschen“, entwapfnet er. „Und zum anderen die Vergebung. Dass er also sagen kann, ich muss dich jetzt nicht umhauen oder vernichten, weil du mich betrogen hast oder so. Liebe und Vergebung, das reicht, und du hast eine unglaubliche Macht. Du musst dann vor nichts Angst haben.“

Jurcevic wird die Domstadt bald verlassen, denn er wird in der Nähe von Wetzlar ein Fitnessstudio übernehmen. „Schön auf dem Dorf. Schöne Herausforderung, da was Neues aufzubauen.“ Die Familienplanung stehe an. Da sei wohl Zeit für einen räumlichen Rückzug. Mehr Raum für das, was im Leben trägt. Das ist für ihn auch der Glaube. „Trotz aller Kritik an den Kirchen und Religionen, die auch ich habe: Gott ist der, der mich immer trägt. In Köln, in Wetzlar, egal. Der immer für mich da ist.“ Gott, ein großer Menschenschützer, Seelenschützer.

Und das möchte man dem großen Ivan Jurcevic mit den sanften Boxerhänden nun wirklich gerne glauben.



Das legendäre Lapidarium am Eigelstein.

DER CHRISTSTOLLEN und die Zwölf

Symbole verweisen auf das, was sich nicht direkt zeigen lässt. Manche von ihnen sind besonders wirkmächtig – auch im Christentum.

Text: Hilde Naurath

Foto: Wikimedia Commons

Ein Pfarrbrief in der Adventszeit zum Thema ‚Macht‘ – und uns im Redaktionsteam fiel als erstes der Christstollen ein. Klar. Ein mächtiges Gebäck. Wer auf seine Figur achtet, kann ihn nur mit Vorsicht genießen. Doch der Christstollen ist mehr als ein Symbol für Kalorienreichtum.

In früheren Jahrhunderten hätten die meisten Europäer den Christstollen noch ‚lesen‘ können: Als ‚Symbol‘ für die – aus christlicher Sicht – machtvollste Demonstration der Menschwerdung Gottes. Wer es weiß, sieht es sofort: Die eigentümliche Form des Christstollens verweist auf einen Säugling, der in Windeln gewickelt ist. Der Christstollen ‚verbildlicht‘ das Jesuskind. Denn der flache Hefekuchen ist ein Gebäckbrot, eine meist frei geformte („gebildete“) Backware symbolischen Charakters in Gestalt von Menschen, Tieren und anderem. So steht die Brezel für die Fesseln Jesu und der Pfannkuchen für den Schwamm mit Essig, der Jesus am Kreuz hingereicht wurde – noch heute ist im katholischen Westfalen am Karfreitag Pfannkuchen- bzw. Struwentag, so heißt das dort.

Mit dem Christstollen haben wir also nicht nur eine mächtige Teigware, sondern auch das Christkind aufs Titelbild gehievt.

Symbole sind immer vielschichtig. Symbole sind Personen, Ereignisse oder Objekte, die auf spirituelle, ethische oder ästhetische Werte verweisen, auf Werte, die von einer Gruppe geteilt werden, deren Identität sich in all diesen Symbolen niederschlägt. Symbole stehen stellvertretend für etwas nicht unmittelbar Wahrnehmbares, für einen Sinngehalt. Symbole sind niemals statisch. Sie sind veränderlich, da auch der menschliche Geist ununterbrochen neuen Erfahrungen ausgesetzt ist. Symbole können ihre Bedeutung verlieren, geschwächt und ausgehöhlt und zu reinen Signalen werden. Signale haben nur eine einzige Bedeutung, so wie das rote und grüne Ampellicht.

In unserer jüdisch-christlichen Tradition finden sich unzählige Beispiele für Symbole. (Nicht nur) als Kind waren mir so manche biblische Szenen völlig unverständlich, da ich die Symbole nicht kannte. Mose sieht einen brennenden Dornbusch, Gott selbst offenbart sich – und das erste, was Mose zu hören bekommt, kennt wohl jedes Kind

auch von seinen Eltern: „Zieh die Schuhe aus!“ Der Spannungsbogen war weg. Und doch, um einige interkulturelle Erfahrungen reicher, erahne ich nun die Bedeutung des Schuheausziehens als Symbol des Respekts, als Halt gebende Handlung in einem sonst völlig überfordernden Kontext. In den Evangelien stieß meinem jüngeren Ich auch eine Szene beim Tod Jesu stets als wenig ehrfurchtgebietend auf: Der Menschensohn stirbt am Kreuz – „und der Vorhang des Tempels riss mitten entzwei“. Während in den griechisch-römischen Sagen das Leiden eines Halbgottes mindestens mit Blitz und Donner vorstättengeht, geht bei uns ein Stück weiter die Gardine kaputt? Nun ja. Erst mit Symbolwissen ergibt der Satz Sinn. Der Vorhang trennte das Allerheiligste vom Rest der Welt, Jesu Tod also zerreißt die Trennung zwischen Gott und der Welt ... Wow.

Tatsächlich traf das junge, jüdisch geprägte Christentum in der griechischen Antike auf eine sinnfrohe, sich im Augengenuss erschöpfende, vordergründige Sprach- und Kunstwelt. Christliche Symbole wie Fisch, Tauben und Schafe wurden neu entwickelt, verwiesen auf eine Welt jenseits des sinnlich Fassbaren. Im Laufe des Mittelalters gestaltete das Christentum eine hochkomplexe Symbolik in Liturgie, Architektur, Malerei, Musik, Literatur, Backwerk.

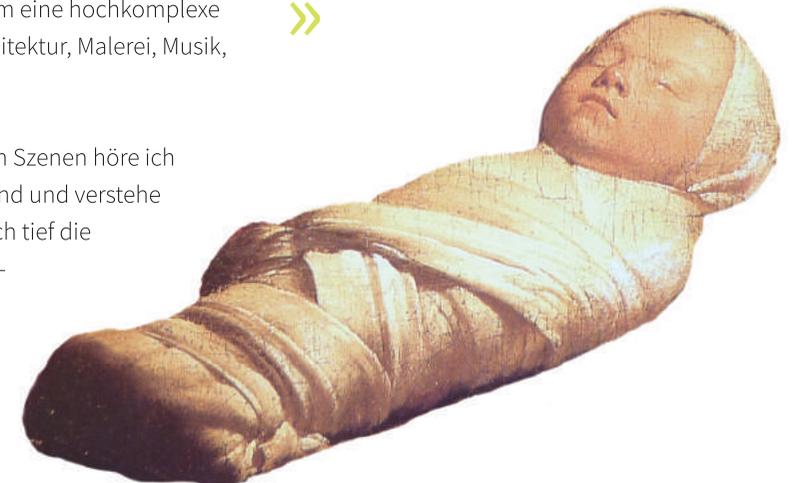
Zugegeben, bei so einigen Szenen höre ich immer noch zu wie ein Kind und verstehe nicht. So beeindruckt mich tief die antike bzw. biblische Zahlensymbolik. Die Zahl Zwölf galt im Alten Orient als kosmi-

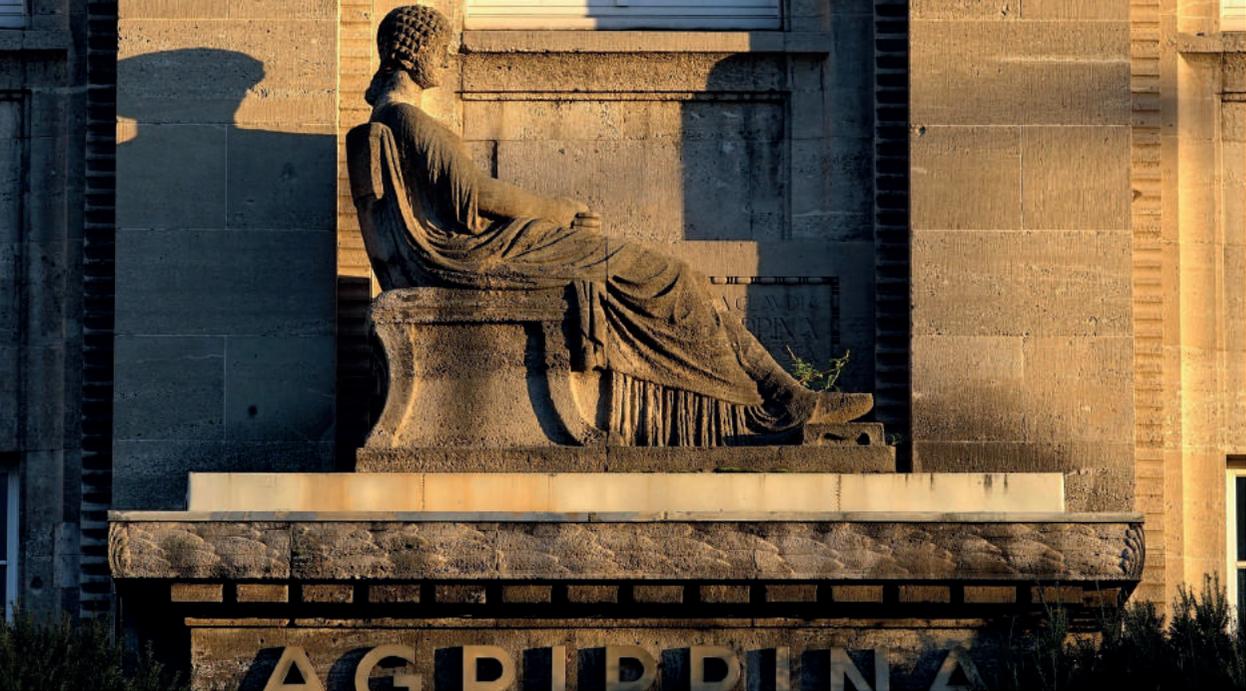
sche Zahl der Vollkommenheit und Heiligkeit. Die zwölf Söhne Jakobs „sind die zwölf Stämme Israels“. Jesus zählt zwölf Jünger, um seinen Anspruch auf ganz Israel geltend zu machen: „Geht nicht den Weg zu den Heiden und betretet keine Stadt der Samariter“, und arm sollen sie sein. Gleichzeitig scheinen diese Zwölf – oder zumindest elf von ihnen? – auch eine Art Freunde geworden zu sein, so sagt Jesus zu ihnen, bei seinem Abschiedsmahl, in Todesangst: „Das ist mein Leib für euch. Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Und nun bedeuten all diese Szenen zusammengefasst in der katholischen Kirche, dass zahllose nichtisraelische Männer berechtigt sind, Priester zu werden und Sakramente zu spenden.

Da staune ich und denke mir: Auslegung ist Macht.

Lassen Sie sich Ihren Christstollen schmecken.

Gewickelt es Jesuskind; Detail der Anbetung der Hirten von Georges de la Tour, Sohn eines Bäckermeisters (ca. 1644).





ZWEI- MAL Kölner Frauen- power

Text: Klaus Nelißen

Fotos: Volker Adolf

Diese Frauen haben die Kölner Stadtgeschichte geprägt wie keine zwei anderen. Zwei, die unterschiedlicher nicht sein konnten. Beide sind fußläufig von der Agneskirche im Stadtbild präsent. Der Veedels-Fotograf Volker Adolf hat sie ins Licht gesetzt.

Agrippina sitzt, in Stein gemeißelt, fast schon lässig auf einer Bank über dem Türsturz jener Versicherung in der Riehler Straße, die einst nach ihr benannt war. Ein echtes ‚kölsches‘ Mädchen war sie nur bedingt, denn, obwohl hier geboren, bekam die Siedlung am Rhein erst durch ihr Einwirken den Status einer Kolonie, und so erst kam Köln zu seinem Namen. Die Frau des römischen Kaisers Claudius kannte die Spiele der Macht nur zu gut. Sie war die erste, der der Kaiserinnentitel ‚Augusta‘ verliehen wurde und deren Porträt sogar Münzen schmückte. Ihrem Sohn Nero verhalf sie mit List zur Macht.

Noch heute ehrt der Kölner Karneval seine Stadtgründerin mit der Figur der ‚Jungfrau‘ im Dreigestirn. Wobei Agrippina alles andere als eine Jungfrau war. Hierfür steht viel mehr die zweite starke Frau Kölns. Weltweit wird sie als Patronin der Jungfrauenschaft verehrt. Nicht nur die Jungferneinseln sind nach ihr benannt, sondern auch zahlreiche Kirchen und Schulen. Im Glanz der Mittagssonne grüßt die heilige Ursula vom Sims der Kapelle der Ursulinschule in der Machabäerstraße.

Um Ursula ranken sich die Legenden. Geboren, um einmal Königin von England zu werden, starb die Anführerin einer frommen Bewegung von Frauen, so überliefert es die heilige Saga, durch Hunnenhand im ersten Kölner ‚Sexmob‘ – wenn man so will. Da Ursula sich dem ‚Spiel‘ der Männer nicht ergeben wollte, wurde sie zu einer der wirkmächtigsten Märtyrerinnen.

Wirkmacht und reale Macht: Indem Ursula sich passiv-aggressiv der Männerwelt entzieht, diente die Heilige in der Männerkirche bis in die jüngste Zeit als Vorbild für ein gottgeweihtes Frauenleben.

Ganz anders Agrippina: Sie spielte auf der Klaviatur der weltlichen Macht. Sie nahm sich, was sie wollte, wie ein Mann. Und wurde so zur mächtigsten Frau des Römischen Reiches. Da die Geschichte aber von Männern geschrieben wurde, nahmen diese Männer dieser Frau ihr Gehabe besonders übel. Agrippina gilt bis heute als eine der niederträchtigsten Frauengestalten der Antike.

Und so teilen beide Frauen ein Schicksal: Wie wir sie heute sehen, hat mit dem Licht zu tun, in welches sie von Männern gestellt wurden. Ursula und Agrippina: die beiden Power-Frauen von Köln hätten sich sicher viel zu erzählen über die Macht in einer Männerwelt ...

Was Gleichberechtigung ist, BESTIMMT DIE KIRCHE

Wenn sich die Gesellschaft wandelt, braucht die Kirche keine Angst davor zu haben. Vor 70 Jahren sorgte eine Frau dafür, dass die Gleichberechtigung ins Grundgesetz kam. Das könnte doch ein Ansporn für die Kirche sein, meint Judith Uebing.

Text: Judith Uebing

Fotos: Volker Adolf

„Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ – so lautet Artikel 3, Absatz 2 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland. Seit dem 23. Mai 1949 gehört die Gleichberechtigung zu den Grundrechten und damit zu den wichtigsten Grundsätzen Deutschlands. Immer noch wird an der Umsetzung gearbeitet, es wird gestritten und diskutiert – aber die Gleichwertigkeit und Gleichstellung von Mann und Frau nicht mehr angezweifelt. Streit gab es auch im Parlamentarischen Rat, zwischen den vier Müttern und 61 Vätern, die 1948/49 mit der Entwicklung des Grundgesetzes beauftragt wurden. Ursprünglich sollte die Formulierung „Männer und Frauen haben die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten“ lauten, was eine strafrechtliche Gleichstellung der Frau bedeutet hätte, aber nicht mehr. Hervorgetan hat sich im Ringen um Änderung die Juristin Elisabeth Selbert, die gegen alle Widerstände den letztendlichen Paragraphen durchsetzen konnte. Er sollte zwischenzeitlich komplett gestrichen werden, es gab zunächst keinerlei Unterstützung, nicht mal aus ihrer eigenen Partei, der SPD – und das alles

in einem zerstörten Land nach dem Zweiten Weltkrieg, eingeteilt in Besatzungszonen und ohne einheitliche Verwaltung. Und der Paragraph war nur der erste Schritt eines langen Weges, der viele weitere Hürden aufwies. Änderungen im Bürgerlichen Gesetzbuch, im Familien- und Strafrecht waren erforderlich, Dienstzeiten, Arbeitsverträge und Löhne wurden diskutiert und nicht zuletzt das Selbstbestimmungsrecht der Frau auf ihren eigenen Körper erstritten.

Heute wollen wir in einer Gesellschaft leben, in der dieser Grundsatz der Gleichberechtigung geschützt und gelebt wird. Doch was ist, wenn die Regeln einer wichtigen Institution dagegenstehen – wie die der katholischen Kirche?!

Dort wird die Frau seit Jahrhunderten als „seltsames Wesen“ angesehen, deren Rolle vorrangig die Mutter oder die keusche Jungfrau sein sollte, konstatiert die Politikwissenschaftlerin und Journalistin Christiane Florin. Stimmen gegen eine vollständige Gleichberechtigung inklusive der (Priester)Weihe von Frauen werden mit dem Verweis auf Traditionen, Lehramt und gerne auch mal Schriften von päpstlichen Amtsvorgängern abgewiesen.

Gleichberechtigung anders denken – im Agnesviertel regt dazu der Künstler Thomas Baumgärtel mit der ‚Metamorphose Adam und Eva‘ an.



Häufig wird das von Papst Johannes Paul II. 1994 verfasste Apostolische Schreiben *Ordinatio Sacerdotalis* zitiert. Es besagt, dass die Kirche keinerlei Rechte hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden. Und so, wie die katholische Kirche verfasst ist, hängt von der Weihe vieles ab, vor allem die Leitungsvollmacht und damit der Zugang zur Macht. Die Kirche ist trotz allen Redens von Dienst und Demut im Zusammenhang von Leitung kein machtfreier Raum. Wo der Zugang zur Macht, aber auch die Verweigerung von Macht als gottgegeben angesehen wird, ist eine Debatte nicht mehr möglich.

Doch wieso kann die katholische Kirche einer Hälfte von Gottes menschlichen Kreaturen ihren Wert aberkennen? Wieso ist die Frau selbstverständlich Teil des Alltags, aber nicht Teil des Altardienstes? Die Tradition bzw. das aus der Tradition erwachsene Lehramt antwortet mit Autorität statt mit Argument auf diese Fragen – und übt damit wiederum Macht aus. Sie täuscht damit über die verschwimmenden Grenzen zwischen gelebter Überzeugung und Wiederholung imaginierter historischer Gesellschaftsformen hinweg, die eine Gewohnheit geschaffen haben. Weltbild, Gesellschaftsbild und Geschlechterbilder haben sich gewandelt seit den Ursprüngen des Christentums und werden sich weiterhin verändern. Frauen müssen sich, ganz im mittelalterlichen Verständnis, auf eine bestimmte Art verhalten, um ihren Grundwert in der katholischen Kirche zu erhalten. Die Frau bekommt einen Platz, eine Rolle als Gegenüber des männlichen Christus zugewiesen und ist damit ohne Recht auf die Weihe.



Es gäbe genügend Gründe für die Priesterweihe für Frauen: Sie wirkt dem Priestermangel entgegen, entspricht der Vollständigkeit des Gesellschaftsbildes (Mann und Frau als von Gott geschaffenes Paar) und ihres statistischen Anteiles in der Gruppe der Katholiken, um einige Beispiele zu nennen. Dagegen setzt das Lehramt den biblischen Befund, wonach Jesus nur Männer als Jünger ausgewählt habe. Außerdem sei eine Verständigung in der Frage der Öffnung der Weiheämter weltkirchlich nicht realistisch. Man könnte fragen: Die zwölf Jünger waren jüdisch – warum spielt das keine Rolle mehr? Wieso muss eine gleichberechtigte Kreatur Gottes erst ihre Nützlichkeit beweisen? Wer hat die Weltkirche befragt? Und wen dort, Männer und Frauen? Und in der lehramtlichen Logik: Warum zählt die Weltkirche mehr als die Regionalkirche? Es entscheidet doch hier wie dort das Lehramt (bzw. der göttliche Heilswille)? Und darin vielleicht doch auch die Macht der (überwiegend männlichen) Angst vor Veränderung.

Einen großen Unterschied gibt es zwischen katholischer Kirche und Bundesrepublik Deutschland. Letztere ist eine repräsentative Demokratie, das heißt, es gibt Wahlen, die einen Repräsentanten des Volkes legitimieren und ihm die Aufgabe übertragen, alle Mitglieder und Gruppen der Bevölkerung zu vertreten, ihre Rechte zu schützen und ihre Anliegen zu wahren. Es gibt Gewaltenteilung. In der katholischen Kirche dagegen ist die Macht angeblich gemäß göttlicher Vorgabe hierarchisch festgelegt: Von Gott über den Papst, die Bischöfe und Priester. Es gibt keine Gewaltenteilung. Letztlich eine historisch bekannte Struktur: Sie nannte sich Absolutismus, und genau darauf ist die heutige Struktur zurückzuführen.

Man könnte entgegnen: Die Form der katholischen Kirche ist nicht gottgegeben, sondern aus dem geschichtlichen Wandel erwachsen. Letztendlich sollte in der katholischen Kirche als oberste Prämisse der Heilswille Gottes zählen. Den zu kennen und umzusetzen beansprucht das Lehramt in seinem Selbstverständnis für sich. Dank der Weihe!?! Schwierig wird dies eben auch dort, wo sich göttlicher Heilswille und politische Macht vermischen. Moderne Gesellschaften zeigen, dass sich Gewaltenteilung, Gewaltenteilung und auch Demokratie als sehr effektiv erwiesen haben. Warum sollte die Kirche nicht davon lernen? Welch großartiges Vorbild könnte die katholische Kirche in der Welt sein?

Was würde passieren, wenn (mindestens) eine Frau in der katholischen Kirche denselben Einsatz für die tatsächliche rechtliche Gleichstellung der Frau zeigen würde, wie Elisabeth Selbert 1949 bei der Erarbeitung des Grundgesetzes? Aufruhr? Reform? Spaltung? Oder vielleicht schlicht mehr Repräsentation aller Gläubigen durch ein umfassenderes Selbstverständnis?

Bis dahin werden Frauen weiterhin nur aufgrund ihrer geschlechtlichen ‚Bestimmung‘, so der Dogmatiker Michael Seewald, ausgeschlossen. Christiane Florin fragt sich, wieso Frauen zunächst den Mehrwert durch ihr Priestertum beweisen müssen, bevor sie zur Weihe zugelassen werden. Und die Theologin Doris Reisinger stellt das Verhältnis von Priestertum und Weihe als Sakrament generell in Frage und plädiert für eine Abschaffung der Weihe.

Ins Grundgesetz hat die Frau es geschafft – in die Amtskirche nicht. Eine Diskussion auf Augenhöhe wäre erst ein guter Anfang.

// Chronik: Maria 2.0 St. Agnes Köln

11.05.2019	Start der Aktion Maria 2.0 St. Agnes – Streikwoche, beginnend mit einem Protestmarsch und einem Wortgottesdienst vor St. Agnes, tägliche Aktionen u.a.
12.05.2019	Gespräch und Austausch vor St. Agnes. Anschließend Mahnwache vor dem Kölner Dom
16.05.2019	Gespräch am Feuer mit Hannelore Bartscherer und Pfarrer Franz Meurer
18.05.2019	Abschlussgottesdienst vor St. Agnes sowie Teilnahme am Vorabendgottesdienst mit Zeugnissen zu Maria 2.0 nach dem Evangelium
03.06.2019	Diskussionsrunde ‚Köln, wir müssen reden‘ mit SPD-Politiker Jochen Ott
20.07.2019	Filmvorführung ‚Maria Magdalena‘
22.07.2019	Bericht im ARD-Morgenmagazin über Maria 2.0 in St. Agnes Gottesdienst zum Festtag der Apostelin Maria Magdalena in St. Agnes
31.08.2019	Wohnzimmergespräch mit Weihbischof Rolf Steinhäuser
22.09.2019	Menschenkette um den Kölner Dom
02.10.– 08.10.2019	Aktionswoche in St. Agnes, beginnend mit einem Gesprächsabend in der Karl Rahner Akademie: Maria 2.0 im Gespräch mit Burkhard Hose
07.11.2019	Kooperation mit ‚Agnes spricht über ... eine geschlechtergerechte Kirche‘ mit Philippa Rath OSB
1.–3.11.2019	Gründungstreffen des Frauennetzwerks ‚Catholic Women’s Council‘ in Stuttgart

IN PLANUNG

Ab Januar 2020 monatlich Montagabends eine Gottesdienstfeier in St. Agnes von Maria 2.0

8. März 2020 öffentliche Aktion anlässlich des Weltfrauentags



Den Glauben geradlinig leben

Claudia Koch ist aus der katholischen Kirche aus- und in die evangelische Kirche eingetreten. Sie möchte wesentliche Positionen der katholischen Kirche nicht länger durch ihre Mitgliedschaft unterstützen. In der evangelischen Kirche hat sie eine neue Heimat gefunden.

Text: aufgezeichnet von Peter Otten

Fotos: privat, Wikimedia

Meine Eltern kommen beide aus gut katholischen Elternhäusern. Sie haben sich kennengelernt, weil ihre Brüder gemeinsam Theologie studiert haben – beide wollten Priester werden. Der Zwilingsbruder meines Vaters ist es auch geworden. Daher war es für mich zu Hause normal, mit dem Glauben aufzuwachsen.

Ich bin in Köln-Merheim aufgewachsen und dort nach der Kommunion in eine Gruppe der KJG (Katholische junge Gemeinde) gegangen. Mit der bin ich ins Zeltlager gefahren, bin Gruppenleiterin geworden und habe mich später dort auch auf Stadtebene engagiert. Die KJG war für mich ein wichtiges Fundament, das Pfarrheim war mein zweites Zuhause. Wenn ich daran zurückdenke, welche Menschen für mich wichtig waren, als ich Abitur gemacht habe, dann waren es ganz klar Menschen aus dem kirchlichen Umfeld.

Auch während meines Mathestudiums in Münster habe ich den Kontakt zur Kirche gesucht: Ich bin

in der KJG in das Team eingestiegen, das Gruppenleiterausbildungen konzipiert und durchgeführt hat, und ich habe in meiner sehr lebendigen Gemeinde Firmgruppen geleitet. Es hat großen Spaß gemacht, mit anderen jungen Leuten den Glauben zu leben.

Nach dem Studium bin ich nach Köln zurückgezogen, nach Nippes, das ist jetzt zwanzig Jahre her. Freunde haben mich dann nach St. Agnes mitgenommen. Beim Pfarrfest habe ich mit einer Freundin den damaligen Pfarrer Hans-Ulrich Wiese gefragt, wo wir mitmachen könnten. Er sagte: „Gründet doch was Eigenes. Daraus ist der agnes. treff entstanden, ein Gesprächskreis für junge Menschen. Und auch in St. Agnes habe ich wieder Firmgruppen geleitet.“

Es gab aber auch immer schon Dinge, die mich an der katholischen Kirche gestört haben. Ich wäre gerne nach der Erstkommunion Messdienerin geworden, das ging aber damals in Merheim nicht. Ich habe mit anderen Mädchen versucht, mit dem Pfarrer zu diskutieren – ohne Erfolg natürlich. Hinzu kamen später viele andere Themen: dass



evangelische Christen in der katholischen Kirche nicht zur Kommunion gehen dürfen oder auch der Ausschluss der Frauen vom Weiheamt. Ich wollte zwar selbst nie Diakonin oder Priesterin werden, aber die dahinterstehende Diskriminierung ärgert mich sehr. Als Frauen jetzt begonnen haben, sich bei Maria 2.0 zu engagieren, ist mir noch einmal bewusst geworden, wie unmöglich, verletzend, ignorant und unfair der Umgang der katholischen Kirche mit Frauen ist.

Ebenfalls als besonders schlimm empfinde ich den Umgang der katholischen Kirche mit Homosexuellen. Ich habe im persönlichen Umfeld erlebt, wie demütigend es für homosexuelle Katholikinnen und Katholiken ist, wenn sie gezwungen werden, ihre Liebe zu einem Partner mit dem gleichen Geschlecht zu verheimlichen. Als die Süddeutsche Zeitung berichtete, dass einer der Priesterausbilder im Kölner Priesterseminar in einem Vortrag erklärt hätte, Homosexualität sei therapierbar, war ich entsetzt.

Es gibt noch viele Punkte, auf die ich hier nicht eingehen möchte – aber nach und nach habe ich gemerkt: Ich kann und möchte der katholischen Kirche nicht mehr angehören.

Nach der Scheidung von meinem Mann habe ich vor sechs Jahren meinen Freund Andreas kennengelernt. Er wohnte damals in Bonn und spielt dort im Posaunenchor der evangelischen Lutherkirche. Wir sind dann abwechselnd gemeinsam in evangelische Gottesdienste und katholische Messen gegangen. Wenn man ‚liberal-katholisch‘ ist, dann fragt man sich ja immer, wie man schwierige Dinge in der Kirche umgehen kann. Zum Beispiel fand ich es schade, dass Andreas in katholischen Messen nicht zur Kommunion gehen durfte, weil das für mich zur gemeinsamen Messfeier dazugehört. Er hat gesagt: „Wenn deine Kirche das nicht will, dann mache ich das nicht. Normalerweise bist du gradlinig und willst, dass Dinge ordentlich funktionieren. Und in einem Bereich, der dir sehr wichtig ist, drückst du dich oft um geltende Regeln herum.“ Ich dachte: Stimmt, das passt eigentlich nicht zu mir. Ich bin in einer Kirche, deren Regeln ich eigentlich anerkennen möchte – ich tue das aber nicht. Sondern ich bin an einigen Stellen froh, wenn ich das, was offiziell gilt, umgehen kann. Das hat mich dann zum ersten Mal stärker ans Nachdenken gebracht. Bis dahin war mir gar nicht klar, wie inkonsistent ich hier im Gegensatz zu anderen Bereichen meines Lebens bin.

Als Andreas nach Köln zog, hat er hier eine Gemeinde gesucht und wir haben evangelische Gottesdienste in verschiedenen Gemeinden besucht (und waren auch immer mal wieder gemeinsam in der Agneskirche zur Messe). An einem Aschermitt-

woch waren wir in einem ökumenischen Gottesdienst in der Antoniterkirche, der uns sehr gefallen hat. Und seitdem haben wir die Antoniterkirche immer mehr als unsere Heimat entdeckt. Sie macht es einer Ex-Katholikin auch leicht, denn die Ähnlichkeit der lutherischen Liturgie zur katholischen ist doch groß. Wenn ich Andreas und mit ihm die evangelische Kirche nicht kennengelernt hätte, dann weiß ich nicht, ob ich ausgetreten wäre. Austreten und ganz draußen sein – das ist für mich nicht vorstellbar. Allerdings weiß ich nicht, ob ich ohne Andreas in evangelische Gottesdienste gegangen wäre. Jedenfalls hat er mich nicht zur Konversion überredet.

Oft werde ich gefragt, wie eine Konversion denn praktisch funktioniert: Bei einem Übertritt geht

man erst zum Amtsgericht und erklärt dort seinen Austritt. Dann geht man zu der Kirche, in die man eintreten möchte. Beide Schritte habe ich übrigens gemeinsam mit meinem Vater vollzogen. Wir sind zusammen in die Wiedereintrittsstelle der evangelischen Kirche gegangen und hatten dort ein sehr gutes Seelsorgegespräch mit dem Leiter. Am Schluss hat er uns beiden einen kleinen Bronzeengel geschenkt, eine sehr schöne Geste. Er hat auch dem Pfarrer der Antoniterkirche Bescheid gesagt, zu der wir nun gehören. Am Sonntag nach unserem Übertritt ist der Pfarrer nach dem Gottesdienst auf uns zugekommen und hat uns willkommen geheißen. Ich habe das Gefühl angekommen zu sein, und hoffe, dass die evangelische Kirche in den nächsten Jahren für mich zu der Heimat wird, die die katholische Kirche nicht mehr sein kann.



Die Antoniterkirche an der Schildergasse



NIKOLAUS GROSS

Ein ungehorsamer Christ in einer gehorsamen Kirche

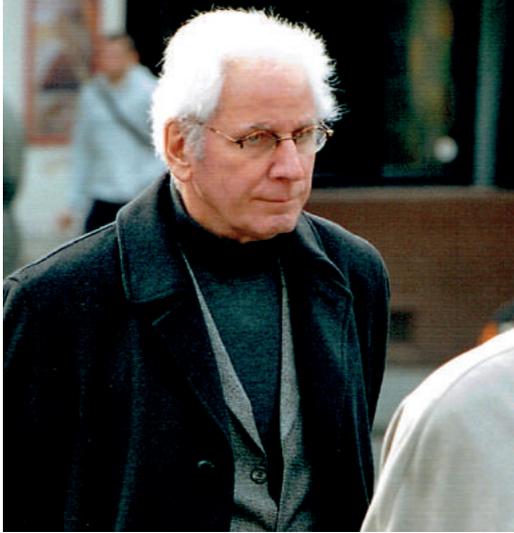
Alexander Groß, Sohn des seligen Nikolaus Groß (1898–1945), schrieb 2003 den Essay ‚Zeugnis in schwieriger Zeit. Gedanken zu den Briefen aus dem Gefängnis‘. Darin schildert er den Widerstand seines Vaters gegen die NS-Macht – entgegen der Weisung der Amtskirche. Vollständiger Text unter: <https://t1p.de/rn15>

Text: Alexander Groß

Fotos: Robert Boecker, Hilde Naurath, Klaus Nelißen

Die Briefe meines Vaters aus dem Gefängnis stehen am Ende seiner Widerstandstätigkeit gegen das NS-Regime. (...) Der Anteil von Christen in den verschiedenen Widerstandsgruppen war beachtlich. Von ihrer Kirche hatten sie keinen Auftrag und keine Aufmunterung erhalten. Die Kirchenleitung tat sich schwer im Umgang mit den neuen Machthabern, die als politische Partei und Bewegung vor dem 30.1.1933 seitens der Bischöfe eindeutig abgelehnt worden waren. Nun standen sie als angeblich legitime wie legale politische Kraft im

Zentrum der Staatsgewalt. Der alten Tradition des Paulus-Wortes in Römer 13 (alle Staatsgewalt kommt von Gott) entsprechend waren nun die Nazis die „rechtmäßige Obrigkeit“, der man den schuldigen Gehorsam zu leisten hatte. Aus dieser theologischen wie kirchenpolitischen Einstellung heraus kam deshalb das gemeinsame Hirtenwort der deutschen Bischöfe am 28.3.1933 nicht von ungefähr. Es ermöglichte nicht nur für die Katholiken die aktive Mitarbeit in den NS-Organisationen, es brachte nicht nur dem neuen Staatswesen eine offizielle Anerkennung, es legte vor allem den Gläubigen die heilige Pflicht auf, gegen das neue Regime kein rechtswidriges oder umstürzlerisches Verhalten an den Tag zu legen.



Alexander Groß, langjähriger Leiter der Jugendakademie Walberberg, deren Eigenständigkeit er unermüdlich verteidigte, verstarb am 24. September 2019. Bis zuletzt haderte er mit der Amtskirche.

Richtung Anpassung und institutionelle Selbstbewahrung für die Kirche gingen. (...) Es liegt deshalb nicht fern zu sagen, dass die christlichen Widerstandskämpfer – bei aller Anerkennung und Verbundenheit gegenüber den Bischöfen – auch an ihnen gelitten haben. (...)

Den Willen Gottes in dieser schrecklichen Entwicklung von Gefangennahme, Folter, Verurteilung zum Tode bis hin zur Hinrichtung unbeirrt zu sehen und zu akzeptieren, das konnte mein Vater nur durch seine große Liebe zu Gott und den Menschen erreichen. Für viele ist die tiefe Gläubigkeit und eine Ergebenheit in den Willen Gottes heute kaum nachvollziehbar, dennoch bringen sie einer solchen Einstellung und Praxis eine große Hochachtung entgegen. (...)

Anlass für den zweiten Besuch meiner Mutter in Berlin war die Nachricht eines Freundes meines Vaters, dass die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof in Kürze stattfinden könnte. (...) Sie versucht dann noch, den päpstlichen Nuntius Orsenigo zu veranlassen, für meinen Vater ein Gnadengesuch an die Regierung zu richten. Diese Bitte wurde jedoch von einem Sekretär der Nuntiatur mit den Worten zurückgewiesen: „Für die Leute vom 20. Juli kann der Nuntius nichts tun.“ Meine Mutter läßt dennoch ein Schreiben da (...) Leider führte auch diese schriftliche Bitte beim Nuntius, der bekanntlich dem Naziregime nicht geringe Sympathien entgegenbrachte, nicht zum Erfolg. Aber das war keineswegs ein Einzelfall, denn keiner der deutschen Bischöfe hat zu Lebzeiten meines Vaters ihm in die Zelle des Gestapogefängnisses einen Gruß oder einen Segenswunsch

gesandt. Wahrhaftig eine bittere Enttäuschung, besonders für meine Mutter, an der sie auch in den nachfolgenden Jahren schwer zu tragen hatte. Aber auch eine offene Wunde im Hinblick auf die Rolle der Kirche in der NS-Zeit, die von mir nicht zugedeckt wird, wie dies so oft in Reden, Publikationen, Ausstellungen und Diskussionsbeiträgen geschieht, meistens nicht ohne den allzu oberflächlichen Hinweis auf die „große pastorale Verpflichtung für alle Menschen“, in der sich der Papst und die deutschen Bischöfe befunden hätten. Angesichts der brutalen Willkürherrschaft des Regimes, der unzähligen Opfer und des gesamten Ausmaßes der Naziverbrechen ist ein solches Entschuldungsverfahren nicht nur hohl, sondern geradezu zynisch. (...)

Damit soll nicht zum Ausdruck gebracht werden, dass mein Vater nur eine lose Bindung an die Kirche, ihre Geschichte und ihre Ordnung gehabt hätte. Er achtete die Bischöfe, erfüllte die den damaligen Katholiken auferlegten Gebote, lebte in den Festkreisen der Kirche und war ein engagierter Verteidiger des Glaubens. Und dennoch – so denke ich – gab es im Laufe der Jahre ein zunehmendes Maß an Selbstverantwortlichkeit, Hören auf das eigene Gewissen und das Bewußtsein persönlicher Kompetenz – auch in Glaubensfragen. Wie anders hätte er den Weg des politisch und moralisch verankerten Widerstandes – entgegen den ‚heiligen‘ Weisungen der Bischöfe und der Kirche – sonst überhaupt gehen können? Seine Schrift „Unter heiligen Zeichen“ (eine neue Form der Glaubenslehre), die bis heute nicht veröffentlicht worden ist, dürfte ein Beispiel für die Fähigkeit eines Laien sein, sich in zentralen Fragen des Glaubens selbstbewußt zu Wort zu melden. Eine Vorahnung auf das Zweite Vatikanische Konzil? (...)

Märtyrer werden getötet, weil sie das Leben verteidigen, sie sterben um des Lebens willen. In der Vorbereitung der Seligsprechung meines Vaters wurde mir, meinen Geschwistern, Freunden und Bekannten der Familie ein Fragebogen zugesandt, der solche Deutungen des Martyriums



NIKOLAUS GROSS

Der Gewerkschafter und Widerstandskämpfer Nikolaus Groß war eine führende Persönlichkeit der Katholischen Arbeiterbewegung und betätigte sich unter anderem im ‚Kölner Kreis‘ gegen den Nationalsozialismus. Seine Kontakte zu den Widerstandskreisen führten zur Anklage und Verurteilung durch den Volksgerichtshof. Der siebenfache Familienvater wurde am 23.01.1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. In der Krypta der Agneskirche wird seiner zusammen mit Prälat Otto Müller und Bernhard Letterhaus gedacht. Sein Sohn Alexander schrieb seine Sicht auf in: Gehorsame Kirche – ungehorsame Christen im Nationalsozialismus. Mainz 2000.

Laut dieser Weisung der Kirchenleitung war damit ein Widerstand gegen die sich bald stabilisierende Hitlerdiktatur nicht erlaubt. Am 20.8.1935 brachten die Bischöfe in einem Schreiben an Hitler diese persönliche Einstellung und innerkirchliche Vorschrift speziell im Hinblick auf die katholischen Verbände nochmals deutlich zum Ausdruck: „Wir Bischöfe, auf deren Gewissen die Aufsicht über die katholischen Verbände liegt, verbürgen uns, daß diese katholischen Verbände keine politischen, oder gar, was Wahnsinn wäre, dem jetzigen Regiment feindlichen Tendenzen pflegen.“ Im Hinblick auf diese Position der Kirchenleitung sind die christlichen Widerstandskämpfer nicht aus einem Gehorsam, sondern aus einem Ungehorsam heraus in den Widerstand gegangen. (...)

Bei einer solchen Sicht der Kirchenleitung hatten die Widerstandskämpfer kaum eine Chance, vom eigenen Bischof verstanden oder sogar unter Berücksichtigung ihrer eigenen Gewissensentscheidung zum Widerstand gegen das Unrechtssystem ermuntert und bestärkt zu werden. Es ist das besondere Verdienst der katholischen Widerstandskämpfer, auf die eigene innere Stimme gehört zu haben und ihrem Gewissen gefolgt zu sein, auch wenn die Interessen der Kirchenleitung weiter in

in keiner Weise anklingen ließ. Vielmehr wurde eine mittelalterlich anmutende Form der Befragung praktiziert, was eine Auswahl der Fragen, die beantwortet werden sollten, deutlich macht:

Ziffer 28 c.: „War seine Tätigkeit von rein religiösen Motiven beseelt oder spielte dabei auch eine politische Komponente eine Rolle?“

Ziffer 31 b.: „Hat er stets die Verteidigung des Glaubens vor Augen, d.h. handelte er immer hauptsächlich im Hinblick auf die Bewahrung des Glaubens? ... Hatte er deshalb niemals Angst oder mangelnden Mut gezeigt?“

Ziffer 34 c.: „War er sich bewußt, dass er das eigene Blut aus Liebe zu Christus vergoss? Schauderte ihm davor oder nicht?“

Ziffer 36 c.: „Ist er bis zuletzt seinem Vorsatz als Märtyrer zu sterben treu geblieben?“

Ich erspare mir hier, einen weiteren Kommentar zu geben. Wie ich jedoch in Rom erfahren habe, war der Fragebogen und seine Beantwortung vor allem den vatikanischen Behörden sehr wichtig und es bestand dort ein ernsthaftes Interesse, auch mit solchen Vorgehensweisen die Seligsprechung zu begründen. (...)

Angesichts solcher Positionen und Tendenzen im Seligsprechungsverfahren für meinen Vater hatte ich alle Veranlassung, meine Bedenken und meinen Protest öffentlich zu machen. Dass dies dann am 7. Oktober 2001 in Rom anders dargestellt wurde, war für mich eine Überraschung wie auch eine Zufriedenstellung. Denn in den öffentlich auf dem Petersplatz verlesenen Texten zum Leben und Sterben meines Vaters wurden sowohl sein gesellschaftliches und sozialpolitisches Engagement als auch seine bedeutsame Widerstandstätigkeit gegen das NS-Regime unmißverständlich hervorgehoben, ohne dabei in den vorgenannten Dualismus zurückzufallen. (...)



Der Essay wurde bisher veröffentlicht in: Vera Bücker, Nikolaus Groß – politischer Journalist und Katholik im Widerstand des Kölner Kreises, Lit-Verlag Münster 2003 sowie in: Hans-Ulrich Wiese (Hg.), ... dass Du Dich selbst behauptest, Nikolaus Groß in St. Agnes, herausgegeben in Verbindung mit dem Bachem-Verlag Köln, 2005

Bei aller Würdigung der „Texte von Rom“ war dennoch kaum zu erwarten, dass auf dem Petersplatz gleichzeitig auch eine Kritik an dem eigenen angepaßten Verhalten der Kirche zum Nationalsozialismus oder ein Bekenntnis über die Distanz, die die Bischöfe zum politischen Widerstand damals hatten, zur Sprache kamen. (...) Wie weit entfernt von einem solchen Wandel die Kirche tatsächlich ist, hat vor allem die Heiligsprechung des Gründers und langjährigen Leiters des Opus Dei, Josemaria Escriva, fast genau ein Jahr nach der Seligsprechung meines Vaters gezeigt. Escriva, der nicht nur mit dem Faschistenführer Franco und lateinamerikanischen Diktatoren enge freundschaftliche Beziehungen unterhielt, sondern auch ein autoritäres Menschenbild, ein familienfeindliches Erziehungsideal und die Kompetenz des eigenen Gewissens vertrat, kann deshalb in vielfacher Hinsicht nur im Gegensatz zu meinem Vater gesehen werden.

Damit stellen sich zwangsläufig die Fragen: Welche Bedeutung hat die Seligsprechung meines Vaters für die Kirche wirklich und welche Werte will sie eigentlich vertreten? Über diese schwerwiegenden Ungereimtheiten einfach hinwegzusehen, käme einer Distanzierung gegenüber meinem Vater und der Infragestellung der Texte gleich, die am 7. Oktober 2001 in Rom verkündet wurden. Hier ist die Glaubwürdigkeit der Kirche herausgefordert. Deshalb sollte mein Vater stets ein Stein des Anstoßes bleiben und ein Grund zur Weiterführung der Diskussion noch offener Fragen nicht nur in der Kirche, sondern auch in Gesellschaft, Politik und Kultur. (...)

VERANSTALTUNGEN IN ST. AGNES ZUM 75. TODESTAG VON NIKOLAUS GROSS:

DIENSTAG, 21. JANUAR 2020, 17–18 UHR
ST. URSULA

SPIRITUALITÄT IM GESPRÄCH:
NIKOLAUS GROSS

mit Markus Roentgen, Referent für Spiritualität und Exerziten im Erzbischöflichen Generalvikariat

DONNERSTAG, 23. JANUAR 2020, 11:30 UHR
KRYPTA ST. AGNES

PRÄSENTATION DER NEUAUFLAGE DES BUCHES
,NIKOLAUS GROSS. CHRIST – ARBEITERFÜHRER
– WIDERSTANDSKÄMPFER‘

mit Herausgeber Dr. Jürgen Aretz und Verlagsleiter Buch Dr. Dirk Paßmann



HÖRSPIEL ‚UNERSCHÜTTERLICH‘

„Keiner soll sagen, er habe ja nichts geahnt ...“
Zum 75. Todestag von Nikolaus Groß am 23. Januar 2020 veröffentlicht das Bistum Essen eine Hörspielreihe. In insgesamt 17 Episoden wird seit November das Widerstandswirken gegen den NS-Wahnsinn ebenso erfahrbar wie das Ringen von Nikolaus Groß mit seiner Kirche. Weitere Informationen und alle Episoden zum Nachhören unter: unerschuetterlich.bistum-essen.de

SAMSTAG, 25. JANUAR 2020, 20 UHR
AGNESKIRCHE

LITERATUR IN ST. AGNES:

SIEBEN STATIONEN – NIKOLAUS

Eine Biographie in Literatur und Musik

SONNTAG, 26. JANUAR, 11:15 UHR
AGNESKIRCHE

ESTMESSE MIT BISCHOF DR. FRANZ-JOSEF
OVERBECK. ESSEN

Anschließend Empfang im Pfarrzentrum St. Agnes, 13.30 Uhr Festvortrag von Dr. Jürgen Aretz, Staatssekretär: ‚Nikolaus Groß. Christ – Arbeiterführer – Widerstandskämpfer‘

VIELFALT AM ALTAR

30 Jahre Kommunionhelferinnen in St. Agnes

Als sie anfangen, waren sie eine Sensation. Frauen am Altar! In direktem Kontakt mit dem Allerheiligsten! Inzwischen sind dreißig Jahre vergangen und Frauen als Kommunionhelferinnen ein gewohnter Anblick. Grund genug, sich im Café Weissenburg zu treffen und persönliche Geschichten anzuhören.

Text: Carolin Dörmbach

Foto: Carolin Dörmbach, privat

Geschichten von Agnes Puffert – Koordinatorin des Kreises – und Judith Uebing, der jüngsten Kommunionhelferin im Amt. Und Geschichten von den ganz alten Häsinnen, die von Beginn an dabei sind: Monika Brüggemann und Ursula Jeschewski, die nach Teilnahme an einem Einführungskurs am 5. November 1989 vom damaligen Erzbischof Joachim Kardinal Meisner eingesetzt wurden – mehr als zwanzig Jahre nach der Zulassung von männlichen Kommunionhelfern am 12. März 1968 durch die Deutsche Bischofskonferenz. Lange hatte die Katholische Frauengemeinschaft (kfd) St. Agnes dafür gekämpft, auch Frauen einzusetzen. Kurz vor dem Ende seiner Amtszeit in der Gemeinde setzte Pfarrer Manfred Lürken Frauen als Kommunionhelferinnen ein.

Und sie kamen. Fünf Frauen, die sich bereits in anderen Bereichen engagierten: Monika Brüggemann, Ursula Jeschewski, Ursula Kreuziger, Doris

Krömer, Hedwig Müller, Elisabeth Steven und Christa Vogel. Und lösten damit so einiges aus. Männliche Kommunionhelfer quittierten aus Protest den Dienst. Treue Kirchgänger reagierten mit Skepsis, stellten sich bei der Kommunion lieber in die Schlange, an deren Ende ein Mann austeilte. Auch hinsichtlich des Auftretens der engagierten Frauen ergab sich ein Problem. Bislang hatten sich die männlichen Kommunionhelfer kurz vor der Wandlung in der Sakristei liturgische Gewänder übergezogen und sich dann um den Altar versammelt. Für Frauen gab es keine liturgischen Gewänder. Also erschienen sie kurzerhand nur in ihrer eigenen Kleidung am Altar. Irritierend am Anfang. Für manchen skandalös. Inzwischen normal – auch für die männlichen Kollegen.

Heute sind die Frauen in der Überzahl. Sieben der dreizehn Engagierten sind weiblich. Und seit man die Kommunion in beiderlei Gestalt empfangen kann, ist es dem Gläubigen kaum noch möglich, ausschließlich männliches Personal zu wählen. Die Zweierteams finden sich spontan und sind

Judith Uebing, Agnes Puffert, Monika Brüggemann und Ursula Jeschewski versehen einen Dienst, der bis vor 30 Jahren Männern vorbehalten war.



daher oft gemischt besetzt. Was sich trotzdem hartnäckig hält, ist die Bevorzugung geweihter Häupter. „Aber das sind nur wenige“, sagt Monika Brüggemann. Die anderen nicken.

Und sonst? Liegen Koordination und Verantwortung für den Kreis und die Dienstpläne in den Händen von Agnes Puffert – einer Frau also. Wie es bereits bei ihrer Vorgängerin Friederike Cremer gewesen war. Und bei deren Vorgängerin auch. „Überraschend“, findet Ursula Jeschewski zunächst, um dann Monika Brüggemann beizupflichten, die findet, dass das „doch irgendwie immer so ist!“

Eine Frage von Macht? Wie auch der Dienst als Kommunionhelferin an sich? In großer Einigkeit schütteln alle Frauen den Kopf. „Ich sehe mich eher als eine Art Medium“, erläutert Judith Uebing als erste. „Ich empfangen etwas und gebe es weiter.“ „Wobei wir schon die Vielfalt der Gemeinde an den Altar bringen“, wirft Monika Brüggemann ein. Eher Partizipation also? Das trifft es, findet die Runde. Und empfindet das Engagement ziemlich einmütig als dienende Aufgabe. Daran ändert auch die exponierte Position im Altarraum und am Ende der Schlangen nichts. Eine Haltung, die anscheinend auch die anderen aus dem Kreis teilen. Sonst gäbe es sicher mehr Gerangel beim Dienstplan. „Jeder Gottesdienst ist doch besonders“, findet Judith Uebing, der es egal ist, ob sie am Samstagabend austeilt oder in der Prime Time am Sonntag um 11:15 Uhr. Weil es um den besonderen Moment geht. Und ganz praktisch um eine Aufgabe, auf die man sich konzentrieren muss. Damit die Bewegungen richtig koordiniert sind. Damit nicht – im schlimmsten Fall – eine Hostie auf



den Boden fällt oder das Blut Christi verschüttet wird. „Außerdem finde ich es wichtig, die Menschen richtig anzusehen. Einladend, aber nicht zu direkt. Nicht konfrontativ“, ergänzt Agnes Puffert.

Braucht es eine besondere Vorbereitung? Besondere Kleidung? Auch bei dieser Frage herrscht große Einigkeit am Tisch. Dass es selbstverständlich sei, dass man ordentlich angezogen erscheint. Überkandidelt müsse es jedoch nicht sein. Je nachdem, woher man komme. „Nur Schuhe sind wichtig“, findet Monika Brüggemann. „Schuhe, in denen ich sicher die Treppen runterkomme.“ „Und die nicht klackern beim Gehen“, ist es Judith Uebing wichtig. Wieder nicken die anderen. Auch, als Ursula Jeschewski einwirft, dass man natürlich auf saubere Hände achte. „Wenn ich vorher in Erde gewühlt habe, schrubbe ich schon mal hartnäckiger“, erzählt Judith Uebing.

So versehen sie ihren Dienst. Unterstützend. Dienend. Und doch mit einer klaren Haltung: Wer bittet, der bekommt. So haben sie es in der offiziellen Ausbildung zur Kommunionhelferin gelernt. So sehen sie sich. Also auch Kommunikation für jemanden, von dem sie wissen, dass er evangelisch ist? Geschieden und wiederverheiratet? Alkoholisiert? „Da steht uns kein Urteil zu“, bezieht Agnes Puffert klar Position. „Wer weiß, was Gott noch mit diesem Menschen vorhat“, ergänzt Judith Uebing.

Also doch eine Machtposition? Und genügend Macht in einer Zeit, in der sich Frauen unter dem Dach von Maria 2.0 zusammenschließen für mehr Gleichberechtigung und Partizipation? Hier gehen zum ersten Mal die Meinungen erheblich auseinander, und eine engagierte Diskussion entsteht. Während Monika Brüggemann und Ursula Jeschewski klar dafür sind, die Bewegung und ihre Ziele zu unterstützen, bleibt Agnes Puffert zurückhaltend. Ihrer Meinung nach gibt es andere Bereiche mit dringenderem Handlungsbedarf. Die Aufarbeitung der Missbrauchsskandale beispielsweise. Und einige Regelungen im Kirchenrecht. Nach kurzem Nachdenken schaltet sich Judith Uebing ein. Sie kann einige der Ziele von Maria 2.0 teilen, findet aber, dass die Bewegung ein Sammelbecken für zu viele unterschiedliche Themen ist. „Da muss sich noch einiges ausdifferenzieren“, meint sie.

Dass in der katholischen Kirche dringender Änderungsbedarf besteht, darüber sind sich die vier dann wieder einig. Also frage ich zum Abschluss nach der Kirche, die sie sich wünschen. „Eine offene Kirche“, antwortet Monika Brüggemann prompt. „Mehr Befugnisse für die gut ausgebildeten Hauptamtlichen, die keine Priester sind“, ergänzt Ursula Jeschewski. „Sonst darf man hier ja schon gar nicht sterben. Weil keiner da ist, der dann die Beerdigung machen kann.“ Lehramt und Kirchenrecht sind die Knackpunkte, die Agnes Puffert sieht. Weniger Macht und mehr Orientierung an der ursprünglichen Botschaft wünscht sie sich. Und dass diejenigen, die etwas in der Kirche stört, da bleiben und an den Veränderungen mitarbeiten. „Genau“, wirft Judith Uebing ein. „Nur wenn man etwas macht, kann man etwas machen. Und dafür muss ich mir klar werden, was ich anders haben will.“

AKTIVE KOMMUNIONHELPERINNEN UND -HELPER SOWIE LEKTORINNEN UND LEKTOREN:

Brunhilde Adolf-Brand, Marcus Bäcker, Doris Bauer, Martina Brauckmann-Kleis, Monika Brüggemann, Friederike Cremer, Ute Hücker, Ursula Jeschewski, Friedrich Klein-Blenkers, Christina Koess, Raimund Litz, Agnes Puffert, Ute Reckenfelderbäumer, Frank Rothbarth, Thomas Schaefer, Tobias Schröper, Gudrun Stanke, Ute Stanke, Jürgen Salz, Hermann-Josef Trimborn, Judith Uebing, Irma Wahl, Marion Wilmhoff



Gruppenfoto im Jahre 1990: Erstmals gibt es Kommunionhelferinnen in St. Agnes!



» Oft muss ich auch die KLAPPE HALTEN «

Pfarrer Mike Kolb ist stellvertretender Generalvikar des Erzbischofs von Köln. Zugleich feiert er, so oft er kann, die Messe in St. Kunibert. Mit Klaus Nelißen sprach er über Macht, Machtmissbrauch, das Teilen von Macht – und über eine konkrete Vision von Leitung für St. Kunibert.

Text: Klaus Nelißen

Foto: Volker Adolf

Pfarrer Kolb, hat die Kirche ein Problem mit der Macht?

Mike Kolb: Wir haben ein Problem. Die MHG-Studie hat uns nachgewiesen, dass einige Menschen, denen Macht in der Kirche übertragen wurde, in schlimmster Weise diese Macht missbraucht haben.

Liegt das Problem nicht grundsätzlicher als die Missbrauchskrise? Mir scheint: Kirchenleute nehmen das Macht-Wort ungern in den Mund. Das wird meist schön umschrieben. So kommt es dann zu Begriffen wie ‚Dienstgeber‘ statt ‚Arbeitgeber‘. Reden Kirchenleute da nicht um den heißen Brei herum?

Es ist wichtig zu klären: Was ist Macht? Wenn Macht ein Gestaltungsauftrag bedeutet, der auch mit Verantwortung zu tun hat, ist Macht nichts Schlechtes. So hat mir beispielsweise der Erzbischof Macht übertragen, um einen Dienst für andere zu tun. Das will ich nicht spirituell verbrämen, sondern ich muss den Auftrag mit einer inneren Überzeugung und mit Ethos füllen. Es hängt schon von meiner charakterlichen

Disposition ab, ob ich diese Macht missbrauche oder verantwortlich mit ihr umgehe. Wogegen Kirche sich wehrt, ist, dass man die weltlichen Bilder von Macht zu schnell der Kirche überstülpt. Denn unsere Aufgaben sind anders motiviert als z.B. in der Politik. Vielleicht reden wir daher nicht so gern darüber.

Warum sagt man nicht einfach: „Die Macht ist ein weltlich Ding. Wir brauchen Menschen mit Macht – so what?“

Es braucht Menschen, die Macht haben – in der Kirche wie in der Gesellschaft. Kennzeichen von verantwortlich ausgeübter Macht ist die Frage von Kontrolle und Kritik. Ich habe den Eindruck, der negative Touch kommt durch Erfahrungen willkürlicher Macht, worunter Menschen leiden und die zu enttäuschenden Erfahrungen führen – besonders in der Kirche. Wenn sich jemand von einem ihm übertragenen Auftrag entfernt, dann ist das eine Form von Missbrauch, Amtsmissbrauch.

Meine Wahrnehmung ist, dass die wenigsten Kirchenmitglieder einen entspannten Umgang mit Macht in der Kirche haben – besonders auch mit der Macht von Priestern.



„Warum nicht Menschen qua Taufe Verantwortung geben für einen Kirchort?“



ter. Ich erfahre durch das, was ich am Kirchort St. Kunibert zeitlich an priesterlichem Dienst ermöglichen kann, eine Form von Zufriedenheit, die an den Kern meiner Lebensentscheidung rührt. Das ist kostbar, da ich im Generalvikariat im Personaleinsatz erst einmal augenscheinlich wenig spezifisch priesterlich arbeite

Es liegt in unserem ‚katholischen Gencode‘, dass das priesterliche Amt über Jahrhunderte mit spirituellen Vorschusslorbeeren ausgestattet wurde. ‚Hochwürden‘ handelt, so der Anspruch, ja aus einer ganz hohen Motivation heraus, und daher muss auch erst einmal alles richtig sein, was er tut. Auf diese ‚hohe Würde‘ waren alle fixiert. Das ändert sich gerade in diesen Jahrzehnten. Von dieser Fixierung darauf, dass das, was der Priester sagt, per se nicht immer von vorneherein angezweifelt werden darf, müssen wir uns langsam lösen.

Sie leben als stellvertretender Generalvikar im Pfarrhaus von St. Kunibert, zelebrieren hier Messen, aber im Grunde haben Sie auf die Belange der Gemeinde keinen direkten Einfluss. Ist das eine Art persönliche Demutsübung?

Es ist keine Demutsübung. Das wäre spirituelle Soße. Ursprünglich bin ich ja Priester. Und für diesen Beruf habe ich mich aus einer idealistischen Vergewisserung heraus entschieden und bin auch nach 18 Jahren noch sehr gerne Pries-

ter. Personalabteilungen gibt es ja in jedem Unternehmen. Es ist daher für mein Lebensgefühl und für die Attraktivität meiner Tätigkeit wichtig, vor Ort in Kunibert zu sein. Aber ich bin hier halt ‚Subsidiar‘. Das hat mit ‚sub sedes‘ [lateinisch: unter den Sitz/Stuhl] zu tun. Ich unterstelle mich demjenigen, der hier den ‚Stuhl‘ innehat, und das ist der Pfarrer.

Ich nehme natürlich schon wahr, dass die pfarrliche Struktur von St. Agnes Licht- und Schatten-seiten hat. Ich arbeite hier in St. Kunibert an einem Satelliten zum gut versorgten zentralen Ort St. Agnes und merke, dass die drei Orte [St. Agnes, St. Kunibert, St. Ursula] wenig verbindet, vor allem nicht die Menschen untereinander. Das sage ich nicht arrogant ‚von außen‘. Aber ich nehme wahr, dass Menschen mir sagen: „Wir haben hier einen langen Weg hingelegt und es hat sich schon viel getan.“ Aber ich merke, dass für die, die sich konkret an St. Kunibert ‚festmachen‘ wollen, dies durch die Struktur der Pfarrei erschwert wird, in Bezug auf

ein Budget für jeden Kirchort und dezentrale Entscheidungen. Aber da ich hier wenig Einfluss habe, kann ich das nur den Entscheidern vortragen.

Und dennoch erscheint das ein wenig wie bei König Midas, bei dem alles zu Gold wird, was er berührt: Wenn Sie etwas sagen, dann sagt das natürlich Mike Kolb, aber eben auch der stellvertretende Generalvikar. Hemmt Sie das?

Die Menschen hier in der Gemeinde interessiert doch meist nicht, dass ich Personalchef bin. Ich denke nicht, dass die sich sagen: „Wenn wir nicht nett zu dem sind, bekommen wir ‘nen blöden Kaplan.“ Wichtig für die Menschen ist, dass ein Priester im Pfarrhaus wohnt. In Bezug auf das Erzbistum bin ich bei manchen hauptamtlichen pastoralen Diensten vielleicht manchmal etwas zu naiv. Wobei es wirklich nicht meine Intention ist, aus meiner Rolle im Generalvikariat heraus reinzugrätchen. Aber ich muss anerkennen, dass das ein Bild ist, das an mich herangetragen wird.

Haben Sie gerne Macht?

Sie würden am liebsten eine einsilbige Antwort hören. Ich bin gerne Personalchef. Das können ganz viele Menschen im Erzbistum nicht verstehen, weil sie über die Aufgabe Bilder im Kopf haben, die diese als ganz furchtbar darstellen: Alle meckern, es werden immer weniger, keinem ist es recht zu machen. Die meinen, ich müsste das alles ertragen. Ich find’ das eigentlich ziemlich ‚spannend‘, dass die oft denken, ich würde so leiden. Dabei bin ich, wie gesagt, gerne Personalchef.

Aber so eine Position macht doch auch einsam. Als Diözesanjugendseelsorger war ich öfters gefeiert – ganz platt gesagt. Wenn beim Altenberger Licht der ganze Dom nach einer Predigt applau-

diert, das hat ja was. Das teaset natürlich auch was Eitles an, aber es hat auch was Erfüllendes. Als Personalchef muss ich akzeptieren, dass ich nicht gemocht werde und dass Leute mich doof finden. Ich kann mich trösten und mir sagen: „Die meinen eigentlich mehr ‚das System‘.“ Aber ich bin Teil des Systems. Ich muss mir die menschliche Anerkennung suchen, sprich Freundschaften. Es gibt wenige Priester, mit denen ich befreundet bin. Mit den wenigen teile ich Vertrauen, obwohl ich streng genommen ihr Dienstvorgesetzter bin. Nur dann können wir offen reden. Denn das ist die Kehrseite der Macht: Mit wem kann ich über schwierige Entscheidungen und Themen sprechen? Wie bekomme ich Feedback und Korrektur? Wem kann ich wirklich vertrauen?

Gott sei Dank habe ich eine hervorragende Stellvertreterin. Ich kann der Kirche nur raten, dieses

Fragen eines Personalchefs: „Wie bekomme ich Feedback und Korrektur? Wem kann ich wirklich vertrauen?“



geteilte Prinzip von Leitung viel mehr zu forcieren. Jemand, der permanent Entscheidungen trifft, sollte eine Person auf Augenhöhe haben – also geteilte Macht. Das wird den Menschen gerechter. Wenn meine Stellvertreterin Entscheidungen trifft, dann binde ich mich daran. Sie besitzt oft eine viel höhere Kompetenz, weil sie seit über 20 Jahren im Personaleinsatz tätig ist.

Geteilte Macht ist also halbes Leid?

Ich könnte zu vielen Dingen, die in der Kirche passieren, theoretisch meine Meinung sagen. Aber meine Aufgabe verlangt von mir oft, die Klappe zu halten. Wenn ich mich mit Menschen vergewissere, denen ich vertraue und mit denen ich zusammenarbeite, dann ist das einfacher auszuhalten.

Kommen wir noch mal zum Anfang zurück. Da sprachen Sie von einer „charakterlichen Disposition“. Spätestens die MHG-Studie hat gezeigt: Das kann nicht jeder erfüllen. Brauchen wir mehr Gewaltenteilung, mehr ‚checks and balances‘, um das System weniger fehleranfällig zu machen?

Ich kann das nicht so schnell beantworten. Zu verlangen, Gewalt zu teilen, ist ja zunächst sehr populär und naheliegend. Wir leben aber auch in Zeiten, in denen das natürliche Vertrauen in Institutionen generell erschüttert ist. Und weil wir uns überall in exemplarischen Skandalen fragen: „Warum sollten wir überhaupt jemandem vertrauen?“, müssen wir gerade in der Kirche schauen, wie jemand, der Verantwortung hat, auch Rechenschaft ablegt.

Aber wird das nicht immer problematischer? Mir scheint, durch den Rückgang von Priesterberufungen nimmt die Überhöhung des Amtes eher

zu. Weil Priester die ‚letzten Pandas‘ sind. Das macht ja auch was mit einem, zu wissen: „Ich werde gebraucht.“ Die Priester wissen doch um ihren Marktwert ...

Das ist auch eine Frage von Machtmissbrauch. Und es müsste doch eine theologische Herausforderung der Stunde sein, wie man eine Theologie des priesterlichen Dienstes verbindet mit einer neuen Theologie der Leitung und Verantwortung für Gemeinde. Die Frage: Was ist genuin priesterlich und was kann anders gestaltet werden?

Wie meinen sie das?

Ich bin der theologischen Überzeugung, dass es Priester braucht. Punkt! Aber wie mit den in der Weihe übertragenen Aufgaben von Vollmacht auch die heute aus meiner Sicht überkommenen Bilder von Leitung verbunden sind – damit sollten wir uns theologisch klug beschäftigen. Es gibt Priester, die subjektiv gerne leiten, und welche, die gut leiten – und da gibt es nicht immer eine Schnittmenge – und es gibt die, die dadurch, dass sie aus der Leitung rausgehen, ihre eigentliche priesterliche Berufung besser entfalten können.

Hier in Kunibert erlebe ich Leute, die sagen: „Meine Freizeit, meinen Idealismus möchte ich für diese Basilika einsetzen. Ich möchte aber nicht die Strukturen einer Gemeinde bedienen.“ Ich kann nur sagen: Lasst uns doch eine Form finden, wie Leute, die Lust haben, was zu machen, diese Verantwortung übernehmen. Ich als Priester begeben mich dann hinein in die genuin priesterlichen Verantwortlichkeiten, wie etwa Feier der Liturgien. Aber mehr dann auch nicht. Warum also nicht Menschen qua Taufe Verantwortung geben für einen Kirchort? In so eine Richtung könnte es doch gehen.

» DIE KIRCHE MUSS IHRE synodale Struktur STÄRKEN «

Der Historiker Rudolf Lill ist sowohl Italien inklusive Rom als auch dem Agnesviertel eng verbunden. Peter Otten und Ute Strunk sprachen mit ihm über die Macht der Päpste und die Zukunft der Kirche.

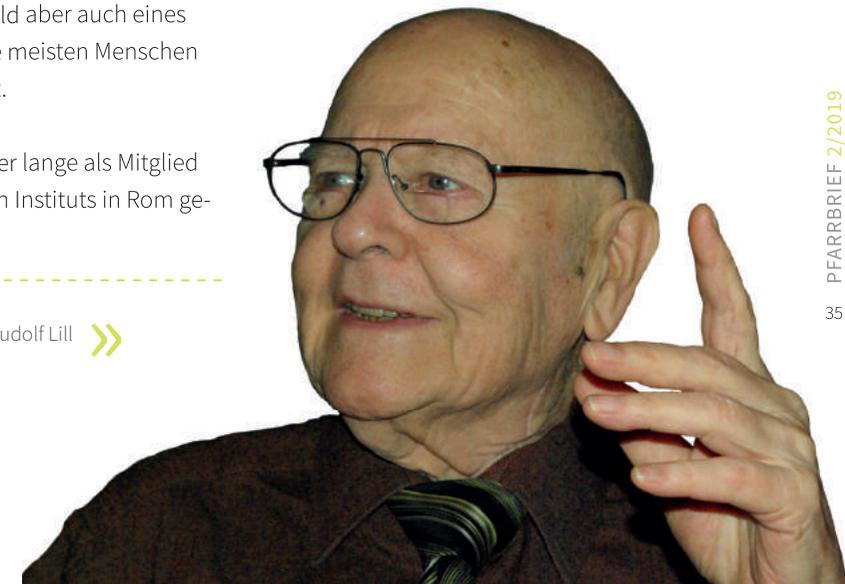
Text & Fotos: Peter Otten

Der Händedruck ist vielleicht nicht mehr so kräftig, die Augen von Rudolf Lill aber blicken aufmerksam und freundlich den Besuchern entgegen. Lill hat gerade seinen 85. Geburtstag gefeiert. Vor drei Jahren ist er von der Eintrachtstraße im Schatten der Ursulakirche in die Seniorenresidenz An den Dominikanern gezogen. In den Schatten des Doms. In die Nähe des steingewordenen himmlischen Jerusalems. Abbild der Hoffnung, auf die die Christen hinleben. Abbild aber auch eines Machtzentrums, das für die meisten Menschen schwer zu entschlüsseln ist.

Der Historiker Rudolf Lill, der lange als Mitglied des Deutschen Historischen Instituts in Rom ge-

lebt und gelehrt hat, bevor er Professor für Neuere Geschichte an der Universität Köln, später auch in Passau und Karlsruhe wurde, ist einer, der auch die Macht in der katholischen Kirche erforscht und beschrieben hat. In seinem auch für den wissenschaftlichen Laien erkenntnisreichen und lesenswerten Standardwerk ‚Die Macht der Päpste‘, das er 2011 in einer Neuauflage vorlegte, hat er seine Erkenntnisse über das katholische Machtzentrum,

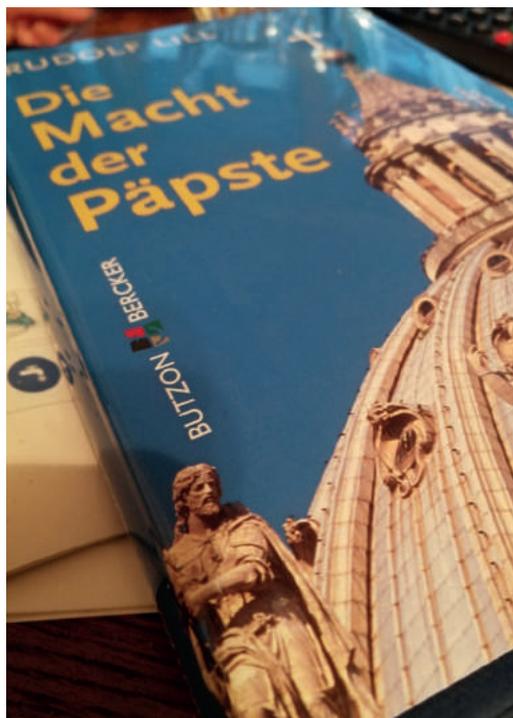
Ein Kenner päpstlicher Macht: Rudolf Lill >>



den Vatikan, zusammengetragen. „In einem konservativen System, welches die katholische Kirche aufgrund ihrer Geschichte ist, müssen die Rechte aller Mitglieder gewahrt werden, sonst verkommt es zur Diktatur“, schreibt er da. Ist es nicht längst so weit? Diese Frage reizt angesichts einer Kirche, die keine Gewaltenteilung kennt, wie sie im freiheitlichen Rechtsstaat normativ ist, und in der die Macht wie in einer absolutistischen Herrschaft in der Person des Papstes zusammenläuft.

Lill lehnt sich zurück und erklärt, dass es lange Zeit anders war. „Lange Jahre haben die Bischöfe in ihren Diözesen souverän entschieden“, sagt er. „Im Mittelalter wurden auf den Konzilien die maßgeblichen Entscheidungen getroffen. Natürlich hat der Papst den Vorsitz geführt und die Ergebnisse bestätigt oder nicht, aber die Bischöfe hatten doch ein großes Mitspracherecht. Mit der Gegenreformation begann dann eine Zentralisierung der Macht auf Rom hin.“ Diese habe auf dem Ersten Vatikanischen Konzil 1869/70 ihren Höhepunkt erreicht, als dort die päpstliche Unfehlbarkeitslehre entwickelt wurde. „Die Mehrheit der Bischöfe auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts wollte eine kollegiale Kirchenstruktur wiederherstellen, die Papst Johannes XXIII. noch voll unterstützte. Leider wurde der Zentralismus unter Papst Johannes Paul II. nicht nur wiederhergestellt, sondern verstärkt“, bedauert Lill. Man müsse den Konzilien die Macht zurückgeben. Das ist sein Credo, seine Litanei in dem Gespräch. Wieder und wieder betont er es: „Die Kirche muss ihre synodale Struktur stärken. Ich hoffe, dass dieser Prozess nun wieder fortgeführt wird.“

Aber wie kann das konkret gehen? Die Wahl der Bischöfe müsse sich ändern, findet er. „Man könnte den Kreis der aktiv Wahlberechtigten erweitern. Warum sollen nicht auch Laien den Bischof mitwählen?“, fragt er. „Als Historiker stelle ich fest, dass es das in der frühen Kirche gegeben hat. Dort haben Gemeinden den Bischof gewählt. In den meisten Diözesen gibt es heute ja noch nicht mal eine Wahl. Da entscheidet der Papst, wer Bischof wird.“ Erwachsene Formen von Partizipation finden, so hat er das in seinem Buch genannt. „Um der modernen Gesellschaft wirksame Medizin gegen Wertverlust und Orientierungslosigkeit anzubieten, muss das Christentum nicht gegen sie stehen, sondern in ihr wirken“, ist er überzeugt. Für diese Überzeugung stehe besonders der amtierende Papst Franziskus. Lill ist ein großer Anhänger. „Ich bin nun wirklich ein Kritiker des Papsttums. Aber dieser Papst macht es in meinen Augen sehr gut. Er ist der ideale Fortsetzer der konziliaren Stimmung“, sagt Lill. „Wir müssen an



die Welt denken, an der Seite der Armen stehen“, sagt Franziskus, und er lebt das jeden Tag vor.“ Bei der Amazonassynode, die im Oktober stattfand, habe der Papst den Blick auf eine Region gelenkt, die vom Westen missachtet und ausgenutzt werde. „Franziskus zeigt den Mächtigen der Welt jeden Tag, dass sie auf einem Holzweg sind. Hier ist seine Macht aber sehr begrenzt. Im Grunde hat er nur das Wort und das Zeichen. Beides setzt er sehr gut ein, so wie kein anderer der nachkonziliaren Päpste.“

Welchen Rat hat Rudolf Lill für die Frauen, die an der Machtkonzentration der Männer in der katholischen Kirche verzweifeln? Natürlich müsse und werde sich die Machtkonzentration ändern, „aber als Historiker sage ich, dass das Zeit braucht. Es ist ein Prozess, der schon im Gange ist.“ Ein erster Schritt sei die Empfehlung von zwei Dritteln der Bischöfe auf der Amazonassynode, verheiratete Diakone im Amazonas zukünftig zu Priestern weihen zu dürfen. „Man kann Veränderung nur schrittweise machen“, ist er überzeugt. Ein wichtiger Zwischenschritt sei auch die Besetzung von Leitungspositionen in der Verwaltung durch Frauen. „Im Erzbistum Köln hätte ich mir gewünscht, dass man die Pfarreien bestehen lässt, an die Spitze geeignete Frauen setzt – beispielsweise gute Verwaltungsleiterinnen, unterstützt durch Priester, die die Sakramente spenden.“

Die gegenwärtige ‚Macht der Päpste‘ ist vor allem das Ergebnis geschichtlicher und politischer Entwicklungen, stellt Rudolf Lill in seinem gleichnamigen Werk von 2011 fest.



RUDOLF LILL, DIE MACHT DER PÄPSTE, KEVELAER 2011, 308 S., 19,95 EURO

Als Lills Hauptwerk gilt ‚Geschichte Italiens in der Neuzeit‘ (1980/86), in dem auch die Päpste oft vorkommen. Einige Kapitel wurden für das Buch ‚Geschichte Italiens‘ (Reclam, 2016) überarbeitet. Zu erwähnen ist auch ‚Südtirol in der Zeit des Nationalsozialismus‘ (2002) sowie ‚Studien über den deutschen Widerstand gegen Hitler‘. Diese Werke wurden auch angeregt durch Lills Freundschaft mit der Familie von Nikolaus Groß und haben somit ihren Ursprung in St. Agnes.

Was die Zukunft der katholischen Kirche angeht, da ist Lill gar nicht skeptisch: „Die Institution Kirche hat eine Zukunft, wenn sie sich reformiert. Und Reformation bedeutet, dass sie menschlich interagieren muss. Das bedeutet: Das Evangelium so zu verkünden, dass es in die moderne Welt hineinpasst. Das ist doch möglich. Wir müssen darauf bestehen, dass sich der konziliare Prozess fortführt, Schritt führt Schritt, und dass sich die Kirche verantwortlich erklärt für die ganze Welt.“

Wie lautet ein Satz am Ende seines Buches: „Wer Reformen will, muss der Kirche ruhig widersprechen. Denn zu den Lehren der Geschichte gehört auch, dass solcher Widerspruch zum Ziele führen kann.“ Das wäre die Macht des kleinen Christen, womöglich.



Wie geht's weiter im SENDUNGSRAUM?

Vor einem Jahr hat Friedrich Klein-Blenkers in unserem Pfarrbrief die ersten Schritte im Sendungsraum skizziert. Nun berichtet er über die aktuellen Entwicklungen.

Text: Friedrich Klein-Blenkers

Foto: Astrid Groborsch

Seit 2018: Sendungsraum Köln-Mitte

Seit einem Jahr nun ist St. Agnes als Pfarrei Teil des Sendungsraums Köln-Mitte. Das neue Seelsorgeteam hat seine Arbeit aufgenommen, begleitet vom Kirchenvorstand. Der Pfarrgemeinderat bezieht zahlreiche Menschen und Gruppen ein. Eine Ausbildung Ehrenamtlicher für Wortgottesdienste ist geplant. Als Ort von Maria 2.0 hat sich St. Agnes über die Grenzen des Erzbistums hinaus einen Namen gemacht. Auf Sendungsraumbene definierte ein ‚Konvent‘ mit Dr. Dominik Meiering als leitendem Pfarrer und über 250 Teilnehmern Themenschwerpunkte, an denen in Projektgruppen gearbeitet wird. Der Aufbau einer Singschule für Kinder hat begonnen, ein chorpädagogisches Projekt, welches perspektivisch über St. Agnes hinaus allen Kindern im Sendungsraum offenstehen soll.

Ab 2020: Kirchengemeindeverband

Die Entwicklung geht weiter. Seit Juli 2019 wird thematisiert, ob und wann der Sendungsraum durch einen Kirchengemeindeverband ergänzt

werden soll. Die Mitarbeiter der Kitas, die Mitarbeiterinnen in den Büros, die Küster und Kirchenmusiker wären dabei nicht mehr den Pfarreien, also z.B. St. Agnes, sondern eben dem Kirchengemeindeverband zugeordnet. Sie könnten dann einfacher an anderen Orten eingesetzt werden, an denen es sinnvoll erscheint.

Bis 2030: Pfarreien mit vielen Gemeinden

Darüber hinaus wurde 2019 bei drei ‚Regionaltreffen‘ seitens des Erzbistums öffentlich gemacht, dass auch diese Struktur bis 2030 verändert werden soll.

Nach der ‚Zielskizze‘ des bistumsweiten Entwicklungsprozesses, dem Pastoralen Zukunftsweg, gliedert sich das Erzbistum zukünftig in ‚Dekanate‘ mit ‚Pfarreien‘, in denen es verschiedenste ‚Gemeinden‘ gibt. ‚Gemeinden‘ sind nach dieser Skizze öffentliche Orte, an denen Christen unter ehrenamtlicher Leitung gemeinsam im Geist Jesu christliches Leben gestalten, und zwar in den kirchlichen Grundvollzügen der Feier der Liturgie, der Verkündigung des Wortes Gottes und im caritativen Handeln tätiger Nächstenliebe.

Nicht nur an Kirchen, rund um Orden oder geistliche Gemeinschaften, sondern auch an vielen anderen Orten, etwa Schulen, Krankenhäusern oder Hospizen, sollen sich Gemeinden bilden können, wenn sie diese Kriterien erfüllen. Nach Auskunft aus dem Generalvikariat will dieses – zurzeit von der Unternehmensberatung Boston Consulting begleitete – Konzept einer in Teilen bereits gelebten Praxis Rechnung tragen. Diese Praxis soll, nicht zuletzt durch die Einrichtung ehrenamtlicher Gemeindeführung, entwickelt und stärker ausgebaut werden.

Für die Zukunft dürfte hiermit der Weg zur ‚Pfarrei‘, die unterschiedliche ‚Gemeinden‘ unter ihrem Dach vereint, eingeschlagen sein. Wie groß die künftigen Pfarreien sein werden, ist noch offen. Teils werden je 40.000 Katholiken genannt. Das Bistum betont, dass es sich bei all dem noch um eine Skizze handelt. Auch solle die inhaltliche Zusammenarbeit in Köln-Mitte dauerhaft fortgesetzt werden, unabhängig von der Struktur.

Das Leben der anderen

Bei solchen Entwicklungen, dies wird in St. Agnes und auch sonst immer wieder gefordert, sollten möglichst viele mitentscheiden können. Dies gilt für die Frage, ob vor Ort Strukturelles, wie etwa der Kirchengemeindeverband, bereits ‚beschlossen‘ ist, wenn es bekannt wird, oder ob solche Entscheidungen vorher diskutiert werden können. Dies gilt regional, etwa für die Aktionen von Maria 2.0 mit ihren Forderungen des Zugangs von Frauen zu allen kirchlichen Ämtern. Und dies gilt überregional, etwa für die Frage der Einführung einer Gewaltenteilung in der Kirche.

2019 erfolgte Beteiligung unter anderem durch die Regionaltreffen. Kardinal Woelki erklärte beim Regionaltreffen im September in Köln, er

wolle sich beim Weg in die pastorale Zukunft nicht von einzelnen Gruppen beraten lassen, vielmehr wolle er hören, was auf breiter Ebene gedacht werde. Mittags, als die für die Diskussion vorgesehene Zeit zu Ende ging, aber noch viele an den Mikrofonen warteten, schaltete er sich wieder ein: Es sei aus seiner Sicht wichtig, zu hören, was noch zu sagen sei.

Manchmal sind es zufällige Momente wie diese Verschiebung des Mittagessens, die einen Blick auf das zulassen, was wirklich ist. Wie angespannt die Situation ist, zeigte sich gleich darauf, als Teilnehmer untereinander diskutierten, ob ihnen wirklich zugehört oder doch letztlich einsam entschieden werde. Möglicherweise trifft ihre Befürchtung zu und es mag naiv sein, anderes anzunehmen. Aber vielleicht sollte man zunächst offen sein.

Realistisch muss man wohl konstatieren, dass all diese Diskussionen nur von einem kleinen Teil der Katholiken geführt werden. Viele würden die häufig auf ‚kirchisch‘ geführten Debatten auch gar nicht verstehen. Von denen, die sich ehrenamtlich an den Aufgaben und Entwicklungen beteiligen – in St. Agnes ist dies eine große Zahl in vielen gelungenen Projekten – wird freilich immer wieder auch bemängelt, dass man von den Hauptamtlichen letztlich nicht ernst genommen werde.

Sicher scheint, dass es den Sendungsraum Köln-Mitte strukturell in absehbarer Zeit nicht mehr geben wird. Eine Pfarrei wird vermutlich an seine Stelle treten, deren Grenzen möglicherweise noch über das Gebiet des jetzigen Sendungsraums hinausreichen. Aus Sicht der Ehrenamtlichen dürfte für den weiteren Fortgang entscheidend sein, dass das Engagement und das Vertrauen, welches sie entgegenbringen, nicht enttäuscht werden.



70 METER Hoffnung

Der Eine-Welt-Kreis von St. Agnes unterstützt mit fair gehandelten Waren ein lebensspendendes Projekt in Burkina Faso.

Seit vielen Jahren gibt es in St. Agnes den Eine-Welt-Kreis. Einmal im Monat baut er in der Turmhalle der Agneskirche einen Stand auf, und die Mitglieder verkaufen fair gehandelte Waren. Über 40.000 Euro sind in all den Jahren bereits zusammengekommen. Das Geld fließt in ein Projekt in Burkina Faso. Da es im Eine-Welt-Kreis nun eine Art Generationswechsel gegeben hat, wollten die neuen Mitglieder dieses weitgehend unbekannte Projekt auch kennenlernen. Daher

waren Johannes Schaaf vom bischöflichen Hilfswerk Misereor, das dieses Projekt mit Spenden finanziert, und François Paul Ramdé aus Burkina Faso in St. Agnes und erzählten davon, das in einem halbwüstenartigen Gebiet gemeinsam mit der dortigen Bevölkerung Wege zu einer sicheren Wasserversorgung und Landwirtschaft gegangen werden.

Doch es ist noch viel mehr passiert.

Wo keine natürlichen Quellen vorhanden sind, kann ein Bouli ein künstlicher Wasserspeicher sein.



Dori ist eine Provinz im Nordosten von Burkina Faso. Hier sind 96 Prozent der Bevölkerung Muslime, drei Prozent sind Anhänger traditioneller Religionen und ein Prozent sind Christen. Genau hier gründete der Priester Pierre Lucien Bidaud nach einer Hungerkatastrophe vor 50 Jahren die ‚Union Fraternelle des Croyants pour un développement durable‘ (UFC), die ‚Brüderliche Union von Gläubigen für nachhaltige Entwicklung‘. Bemerkenswert: Von Anfang an leiten Muslime und Christen diese Initiative gemeinsam. In den Leitungsstrukturen sind beide Religionen in gleicher Zahl gleichberechtigt vertreten. Der Bischof und der Grand Imam von Dori bilden gemeinsam die geistliche Leitung. In die Hauptversammlung der Initiative sind jeweils 25 Muslime und Christen gewählt. Dass beide Religionen schon über Jahre hinweg so eng zusammenarbeiten, das sei unglaublich motivierend für die Menschen in Dori, berichtet François Paul Ramdé, seit 15 Jahren der Geschäftsführer der UFC. „Am Anfang dachten Muslime, dass weiße Priester die Menschen mit gespendeten Lebensmitteln ködern wollten, damit sie Christen werden.“ Aber der damalige Grand Imam habe sofort dazu aufgerufen, die Initiative zu unterstützen, um gemeinsam weiteren Hungerkatastrophen vorzubeugen. Man traf sich, sprach miteinander und fasste Vertrauen, das sich bis heute gehalten, ja vertieft hat.

Die Initiative hat zwei inhaltliche Ziele: Zum einen die Förderung des Friedensdialogs, mit dem die Akzeptanz zwischen den Kulturen und Religionen aktiv gefördert wird. Zum Beispiel in der Friedensschule Dudal Jam, in der vor allem Kinder und Jugendliche gemeinsam lernen, wie friedliches Zusammenleben unterschiedlicher Menschen funktioniert. Das zweite Ziel ist die Förderung der

sozioökonomischen Entwicklung. Dazu hat die Initiative eine geniale Idee verwirklicht: Sie bietet Dörfern in Dori an, gemeinsam einen Bouli zu bauen und zu betreiben. Ein Bouli ist nichts anderes als ein Teich mit etwa 70 Metern Durchmesser und sieben bis acht Metern Tiefe. In einem Bouli wird in der viermonatigen Regenzeit das Regenwasser gesammelt und gespeichert. Mit dem Aushub wird rund um den Teich ein Wall angelegt, der das Bauwerk vor Überschwemmung schützt und Tiere abhält. Rund um den Bouli werden Gärten angelegt, die von den Bewohnern des Dorfes in der achtmonatigen Trockenzeit mit dem Wasser bewirtschaftet werden.

Über die Feldbewässerung hinaus werden in einem Bouli Fische gezüchtet, die ebenso wie Gemüse und Obst aus den Gärten vorrangig den Eigenbedarf decken. Überschüsse werden vor allem in der Stadt Dori verkauft und ermöglichen den je etwa 250 beteiligten Familien ein Einkommen. Neu für die Menschen ist, dass sie außerhalb der kurzen Regenzeit, in der sie meist ausschließlich Hirse anbauen, Landwirtschaft betreiben. Das erhöht nicht nur die Ernährungssicherheit, sondern sorgt auch für ein wesentlich breiteres Angebot an Nahrungsmitteln, was sich positiv auf die allgemeine Gesundheitssituation auswirkt.

Dörfer können sich um die Errichtung eines Boulis bewerben. Die UFC hat professionelle Mitarbeiter, die sich mit den Bewohnern um die Planung und den Bau kümmern. Etwa 70.000 Euro kostet ein Bouli. Etwa sieben Jahre lang begleitet die UFC die Dorfbevölkerung von der Planungsphase über den Bau bis zur optimierten Nutzung der Gärten. In der Endphase zieht sich die UFC Schritt für Schritt aus dem Projekt zurück, bis die beteiligten

Familien den Bouli und die Gärten völlig selbstständig bewirtschaften.

Bisher hat die UFC 60 Boulis gebaut. Dazu unterhält die UFC einen Maschinenpark mit schwerem Gerät, das sie gelegentlich auch inklusive Fahrer und Mechaniker verleiht und damit Einnahmen erzielt. Das Personal für die Maschinen wird von der UFC ebenso ausgebildet wie in verschiedenen Werkstätten u.a. Schreiner und Schneiderinnen, um Jugendlichen eine Perspektive in ihrer Heimatregion zu geben.

Diese Entwicklungsarbeit ist in Dori besonders wichtig, weil der gesamte Sahel – also der Norden von Burkina Faso sowie die Nachbarländer Mali und Niger – seit rund fünf Jahren von blutigen Konflikten heimgesucht wird. Islamistische Terroristen überfallen Dörfer und versuchen, Chaos zu stiften, indem sie Menschen entführen und Gewalt anzetteln. „Die Situation ist dramatisch“, weiß Ramdé. „Menschen verlassen aus Angst ihre Dörfer. Wer geht, lässt auch sein Einkommen und seine wirtschaftliche Sicherheit zurück. Inzwischen sind darüber hinaus 2.000 Schulen geschlossen, weil Schulen zuletzt Ziele von Attentaten waren.“

Der Eine-Welt-Kreis organisiert einmal im Monat in der Agneskirche nach den Sonntagsgottesdiensten den Verkauf von fair gehandelten Produkten. Neue Interessentinnen und Interessenten an dieser Arbeit und an Themen rund um Entwicklungshilfe sind herzlich willkommen. Infos bei Anja Bettenworth: abettenw@uni-koeln.de.

Der Terror habe große Migrationsströme zur Folge. „Das alles hat immense psychische Folgen. Angst und Misstrauen kehren zurück. Die Menschen wissen nicht mehr, wem sie vertrauen können und wem nicht.“

Die UFC aber wolle weiterarbeiten. „Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind inzwischen selbst in Gefahr. Aber wir sehen ja, wie wichtig und erfolgreich das ist, was wir tun. Vielleicht wichtiger als jemals. Wir werden bleiben, damit kein Vakuum entsteht“, so Ramdé. Es ist die Beziehungsarbeit, in die das große Projekt in Burkina Faso weiter investieren will. Immer weiter. Von Dorf zu Dorf. Im Bewusstsein, dass auch Christen im weit entfernten Köln diese Arbeit kennen, wertschätzen und mittragen.



NACHRICHTEN

20 neue Messdienerinnen und Messdiener in St. Agnes

Die Pfarrgemeinde St. Agnes freut sich über 20 neue Messdienerinnen und Messdiener. Nach dem Ende ihrer Ausbildung durch erfahrene Leiterinnen und Leiter wurden sie im November offiziell in ihren Dienst am Altar eingeführt. Zum ersten Mal seit einigen Jahren sind wieder drei Jungs dabei. Neben dem Dienst in den Gottesdiensten treffen sich die Messdienerinnen und Messdiener zu Gruppenstunden und Aktionstagen. Eine jährliche Wochenendfahrt steht auch auf dem Programm. Infos gibt's bei Schwester Andrea Spyra unter lidia.spyra@erzbistum-koeln.de.



Ausbildungskurs für die Leitung von Wortgottesdiensten beginnt in St. Agnes

Eine Fortbildung für interessierte Laien in und um St. Agnes zur Leitung von Gottesdiensten bietet das Forum Engagementförderung der Erzbischöflichen Bibel- und Liturgieschule an. Die Fortbildung setzt bei der je eigenen Spiritualität an,

ausgehend von der Frage: „Wie möchte ich beten?“ Ausdrücklich stehen also nicht rein sachliche Dinge im Mittelpunkt (wie mache ich was in welcher Reihenfolge?), sondern der eigene Zugang zur Liturgie und Bibel als Quelle, um mit anderen Menschen zu beten und selber Gottesdienste leiten zu können. Die Fortbildung beginnt voraussichtlich im Frühjahr. Infos und Anmeldung bei Pfarrer Dr. Peter Seul: peter.seul@erzbistum-koeln.de.

Musik in St. Agnes

Zum Jahreswechsel findet in St. Agnes wieder ein Silvesterkonzert statt. Es beginnt am 31. November um 21:30 Uhr in St. Agnes. Es spielen Burghard Corbach (Saxophon) und Matthias Bartsch (Orgel/Klavier). Am 5. Januar findet um 17 Uhr in St. Ursula ein Chorkonzert mit dem Titel ‚Licht für alle Völker‘ statt. Zu hören sind die Frauenschola von St. Agnes unter der Leitung von Margret Hoppe, der Chor ‚Sonne der Aramäer‘, dirigiert von Gheeda Sami, sowie Ars ‚Choralis Coeln‘ unter der Leitung von Maria Jonas.

Im kommenden Jahr beginnt ein neuer Firmkurs in St. Agnes

Im kommenden Jahr beginnt in St. Agnes ein neuer Firmkurs. Wer zwischen dem 1. Juli 2003 und dem 30. Juni 2005 geboren ist, ist herzlich zur Teilnahme eingeladen. Weihbischof Rolf Steinhäuser spendet die Firmung am Freitag, den 20. November 2020 um 18 Uhr in St. Agnes. Weitere Infos gibt es bei Pfarrer Bernhard Wagner unter bernhard.wagner@st-agnes.de.



» Wir setzten den Fuß in die Luft – und sie trug «

Agnes-Buchhändler Uli Ormanns würdigt Hilde Domin zum 110. Geburtstag.

Text: Uli Ormanns

Foto: Klaus Nelißen

Eben noch wundert sie sich, dass Böll chauffieren kann, da sind sie schon vorbei. Der Mandelbaum ist verschwunden. Böll weiß, er musste der Mülltonne weichen.

Am Haus meiner Kindheit blühte im Februar der Mandelbaum. Ich hatte geträumt, er werde blühen.

Als Hilde Löwenstein wird sie hier 1909 geboren. „Irgendwann war ich zuhause, und auch gut zuhause. Davon lebe ich das Leben lang. Das war

in Köln, in der Riehler Straße...“ Bei Fliegeralarm während des Ersten Weltkriegs wird sie ins Erdgeschoss hinuntergetragen. Sie erinnert sich, dass über ihnen im 3. Stock Leute wohnten, die ihre Söhne zur Abschreckung einfach über den Hof zum Fenster hinaushielten. Ganz unten herrschte ein Spitz, der Fetzen aus ihrer Unterhose riss, als sie aufs Fahrrad stieg. Trotzdem ist es eine gute, eine sehr zum Vater hin orientierte Kindheit. Er, Rechtsanwalt, zwingt sie zu nichts. Sie darf in der Eifel Kühe melken, darf schwimmen gehen, muss nicht mit ihm spazieren gehen, oder ins Gericht und ins Theater, sie darf es. Lesen, soviel und was sie will. Später darf sie wegfahren nach Heidelberg, zum Studium, und studieren, was sie will. Jura, wie der Vater, natürlich. 1982 schreibt sie: Köln, das war das Elternhaus. Da habe ich

das Urvertrauen bekommen, das man als Kind bekommt oder nie. Köln ist mir bis heute eine magische Stadt geblieben: die Stadt, in der ich meinen Eltern begegne.

Köln

Die versunkene Stadt für mich allein versunken.

Ich schwimme in diesen Straßen. andere gehen.

Die alten Häuser haben neue große Türen aus Glas.

Die Toten und ich wir schwimmen durch die neuen Türen unserer alten Häuser.

Das Urvertrauen? Woher kommen dann diese Zeilen? In ihrem weiteren Leben trägt sie immer schwerer an dem, was gegen dieses Vertrauen wächst. Schon 1932 wandert sie mit ihrem späteren Mann, einem Altphilologen, in dessen Sehnsuchtsland Italien aus. Sie hat Hitler in Berlin gehört und ‚Mein Kampf‘ gelesen und ist überzeugt, dass er umsetzen wird, was er schreibt und schreit. In Italien gibt es später ebenso Rassengesetze und sie kommen gerade noch aus dem Land heraus. In der ganzen Welt scheint es zu tönen: Wir wollen euch nicht! Endlich kommt das Paar in der Dominikanischen Republik unter, das zwar

gleichsam von einem Schlächter und Diktator missbraucht wird, der aber auf der Konferenz von Évian großspurig versprochen hatte, 100.000 Juden aufzunehmen. (In Wirklichkeit waren es gerade mal 600.) Dort unterrichtet sie Deutsch und ist „eine großartige Sekretärin“ ihres Mannes, von dem sie sich aber zeitweise entfremdet. Hildes Urvertrauen ist beinahe vollkommen erschüttert. Sie denkt an Selbstmord. Und beginnt dagegen anzuschreiben. 1954, nach zweiundzwanzig Jahren, kehrt sie nach Deutschland zurück und ist eine andere. Aus Dankbarkeit für das Land, das ihr Aufnahme gewährte, nennt sich die Dichterin Hilde Domin. Ihr erster Gedichtband erscheint 1959. ‚Nur eine Rose als Stütze.‘ Im gleichnamigen Gedicht ist es die letzte Zeile. Vorher beschreibt es ein Ich in der Luft zwischen Akrobaten und Vögeln, ein alles beherrschender Wunsch nach etwas Greifbarem. Alles aber ist Illusion und Traum, nichts ist zu fassen. Bis auf die Rose. Hilde Domin liebte Rosen als das schönste Fassbare und als das Symbol für die Sprache, die sie gerettet hat.

In dem Gedicht „Köln“ gibt es diese Gleichzeitigkeit zwischen Jetzt und Damals. Die Ermordeten, die Toten und die Geflohenen sind in der Stadt, neben uns. Sie tragen die versunkene Stadt mit in das Jetzt. Können wir das spüren? Jedenfalls zeigen Werk und Leben der Hilde Domin, dass jeder von uns das Vertrauen verlieren kann, selbst wenn es sich stark und gesund geformt hat, und dass dann beinahe nur die Sprache bleibt, um zu überleben.

„Ich setzte den Fuß in die Luft / Und sie trug.“ Das Motto und die Würdigung an Lope de Vega leitet ‚Nur eine Rose ...‘ ein. Diese Zeilen umgewandelt in ein „Wir“ stehen auf dem Grabstein in Heidelberg für Hilde Domin und ihren Mann Erwin Walter Palm.

Ein Flügel soll Jung und Alt in unserer Gemeinde beflügeln, ihre musikalischen Begabungen und Fähigkeiten zu entfalten und einzubringen, Kirchenchor, Kinderchor, Jugendchor, kleiner Chor, Schola und alle Musikbegeisterten werden jubeln. Jede und Jeder kann mit einer Spende dazu beitragen, unser Pfarrzentrum mit einem solchen Instrument auszurüsten. Gebraucht, in einem sehr guten Zustand, plus erforderlichem Zubehör, kostet uns der Flügel in der Anschaffung 14 000€ und bereichert die Gemeinde auf Dauer. Sie können mit einer Spende dazu beitragen!

Förderverein St. Agnes Spenden Konto:
IBAN: DE 17 3705 0198 0017 6020 20
Stichwort: Flügel
oder im Pfarrbüro persönlich abgeben,
Spendenquittungen werden ausgestellt.
Pfarrbüro St. Agnes, T.: 0221 7880750

IMPRESSUM

Herausgeber: Kath. Pfarrgemeinde St. Agnes,
Neusser Platz 18, 50670 Köln, www.st-agnes.de

Kontakt: peter.otten@st-agnes.de

Redaktion: Carolin Dörmbach, Hilde Naurath,
Klaus Nelißen, Peter Otten, Ute Strunk, Georg
Thünemann, Judith Uebing

Grafikdesign: Sarah Nagelschmidt

Foto Titelseite: Christian Uebing

Foto Seite 32: © Raimond Spekking / CC BY-SA 4.0 (via
Wikimedia Commons)

Druck: Zimmermann Druck + Medien

FRAGEBOGEN

Uli Merz ist seit
September 2018
Diakon in St. Agnes.



Foto: Georg Müller

Was gefällt Ihnen in den Vierteln der Pfarrei?

Ehrlich, die Leute hier, die sehr freundlich und offen sind. Die vielen kleinen Läden und Cafés, die einem Veedel einen ganz eigenen Charakter verleihen. Ich mag das Urbane, hier triffst du immer jemanden!

Ihre Lieblingsgestalt oder Ihre Lieblingsstelle in der Bibel?

Seit einiger Zeit Psalm 30,13: „Da hast du mein Klagen in Tanzen verwandelt, hast mir das Trauergewand ausgezogen und mich mit Freude umgürtet.“ Das ist die richtige Perspektive in oft schwierigen und frustrierenden (kirchlichen) Zeiten.

Welches Kirchenlied singen Sie am liebsten?

„An Tagen wie diesen“

Welchen Heiligen, welche Heilige schätzen Sie besonders?

Zurzeit finde ich Maria von Magdala besonders spannend. Sie war zweifelsohne eine starke Frau, die Jesus extrem nahe stand. Sie ließ ihn auf seinem Kreuzweg nicht allein und war die erste, der Jesus als der Auferstandene erschien. Seit 2016 gilt sie als Apostelin der Apostel. Da lohnt es sich, darüber nachzudenken, was das eigentlich bedeutet ...

Was ist Ihrer Meinung nach die Hauptaufgabe der Kirche?

Die Aufgabe der Kirche ist es, glaubwürdig und einladend das Evangelium zu verkünden und die Liebe Gottes, die jedem seiner Kinder gilt, im Leben zu bezeugen.

Wenn Sie Papst wären, was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Ausschlafen, weil so ein Konklave doch bestimmt mächtig anstrengend ist. Und dann frisch ausgeruht die Kurie von den klerikalen, verstaubten Gestrigen befreien, damit der Geist mal wieder ordentlich wehen darf!

FOTOALBUM: HERZLICHEN DANK FÜR DIE WUNDERBARE ARBEIT!

Die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) St. Ursula löst sich zum Jahresende 2019 auf. Ein Gespräch über Erinnerungen.



Das Team hatte sich 2004 mit etwa 20 Frauen gebildet. Derzeit arbeiten noch sechs Damen mit.



„Besonders gern erinnern wir uns an unsere tollen gemeinsamen Fahrten mit Pfarrer Schlierf, aber auch seinem Vorgänger Pfarrer Herkenrath. Wir haben Feste organisiert, zum Beispiel Agapefeiern nach den Weihnachts- und Ostergottesdiensten. Ein guter Kontakt zum Vincenz-Haus war uns auch immer wichtig. Das Foto zeigt einen Besuch dort im Jahr 2007.“

„Pfarrer Willi-Josef Schlierf (hier im Bild links) war unser Seelsorger im Sinne des Wortes. Ihm haben wir wirklich viel zu verdanken.“

„Einmalig in der Historie bleibt der Weltjugendtag im August 2005 in Köln. ‚Wir sind gekommen, um ihn anzubeten‘ – unter diesem Leitgedanken stand die christliche Begegnung mit der ganzen Welt. In einer bewegenden geistlichen Erfahrung erlebten wir diese Woche in Köln. Ein unvergessliches Erlebnis.“

„Wir werden uns in dieser Runde weiter treffen, solange es geht, aber etwas organisieren können wir nicht mehr. Leider kommen keine jungen Frauen dazu. Nun wird in absehbarer Zeit auch noch die Sonntagsmesse um 10 Uhr wegfallen. Und uns fehlt unser Pfarrheim.“ Von rechts nach links: Mechthild Bottermann, Ursula Philippi („Ich bin eine alte Ursulanerin, wohne jetzt in einem Altenheim in Riehl und komme immer!“), Gudrun Kleinpaß-Börschel, Gisela Delhaes, Hildegard Gundlach und Christa Koßmann.



Text: Ute Strunk, Foto: privat (Repros Peter Otten); Peter Otten